Die weißen Blätter

EINE MONATSSCHRIFT
HERAUSGEGEBEN VON RENÉ SCHICKELE

ZWÖLFTES HEFT ◆ 6. JAHRGANG ◆ DEZEMBER 1919

INHALT:

Ernst Bloch: Zur Rettung von Georg Lukàcs
Harry Graf Keßler: Nationalität
Kurt Kersten: Georg Forster
Wieland Herzfelde: Rajah
Eduard Lachmann: Flandern 1917
Heimar Schilling: Auf euren Stirnen, Brüder
Lesebuch
R. B. Cunninghame-Graham: Der vierte König
Weißes Brett
Statuten der Clarté

EINZELPREIS 2,50 MARK VIERTELJÄHRL. 6,50 MARK

1919

VERLEGT BEI PAUL CASSIRER, BERLIN W.

Soeben erschien:

KASIMIR EDSCHMID

Die achatnen Kugeln

Roman

Mit einer mehrfarbigen Einbandzeichnung von Cäsar Klein

Geheftet 10 Mark Gebunden 13 Mark

Edschmid zählte man seit seinen ersten Versuchen zu den stärksten Hoffnungen der jungen, wegsuchenden Generation, und jedes neue Werk zeigte ihn im Fortschritt. Dieses letzte, Größte ist der Beweis souveränen Schaffens.

Das Buch gibt den Weg Daisys, der Frau. Alte Kultur und heiße Sonne haben ihr Blut brausender, ihren Körper schöner gemacht, sie an Nerven und Seelen verfeinert, – das Leben ist rasch, die Welt ist vielfältig, die andern kommen und fordern, Männer: Diener und Herrscher, Gebende und Empfangende, und sie gibt und nimmt. Durch Weltteile gleitet sie, sie schwingt in Episoden der Politik mit, Fäden der Verschwörung gehen durch ihre Hand. Ihr Herz scheut keinen Umweg, güteschenkend im Krankenhaus, Schwester in der Leprastation, sich verschwendend in Kabarett und Dachkammer – dieselbe Frau, die als Luxusgeschöpf, unendlich geliebt, zur Gebieterin geboren scheint. Gespannt wie eine Saite klingt dieses hochgestimmte Leben, und man liebt sie, die im Durchgang durch Erlebnis und Opfer sich loskauft zu einem höheren Inhalt.

PAUL CASSIRER / VERLAG / BERLIN

Ernst Bloch:

ZUR RETTUNG VON GEORG LUKÀCS

Von neuem ist ein kostbares Leben bedroht.

Die ungarische Reaktion verlangt von den Oesterreichern Lukàcs' Auslieferung, des ehemaligen Volksbeauftragten für Unterricht. Er soll Mordtaten begangen haben. Wer immer Lukàcs persönlich oder aus seinen Schriften kennt, durchschaut diese Anklage als infame Lüge. Da man aber in Budapest die Lüge selber kennt und nur als Vorwand benutzt, um auf jeden Fall einen bedeutenden politischen Gegner auszutilgen, so ist Lukàcs verloren, fällt er in die Hände der Reaktion.

Lukàcs ist *menschlich* unantastbar. Er entzog sich der reichen Bourgeoisie, der er entstammt, um ein einsames, bedürfnisloses, theoretisches Leben zu führen. Er verließ, was ihm gewiß ein schweres Opfer war, auch noch diese philosophische Existenz, um sich an der Stelle, wo ernsthaft Geschichte zu geschehen schien, für das als Recht Erkannte, für die Aufhebung der Not und des Zufalls, für die Freilegung des edleren Lebens einzusetzen. Lukàcs, der Denker Tolstois und Dostojewskys, hatte niemals eine andere als rein geistige Stellung in der ungarischen Republik.

Lukàcs ist als *Philosoph* einer der Großen, die zumeist nur einmal in jeder Generation erscheinen, und die unsere Zeit seit mindestens drei Generationen überhaupt nicht mehr sah. Seine Arbeiten, er ist 34 Jahre alt, sind erst zum kleineren Teil veröffentlicht, aber schon dieser reicht aus, ein Bild zu geben. Die Linien sind deutlich, die von seinem ersten Werke, einer umfassenden Soziologie des

Dramas, über das feine, klare, tiefsinnige Essaybuch „Die Seele und die Formen", über die schweren und methodisch strengen Fragmente der letzten Veröffentlichungen in den „Kantstudien" und dem „Logos" zum geplanten, geistig fertig umrissenen Hauptwerk führen. Es wird eine „Ethik" sein, weit und streng wie das Werk Spinozas, aber mit noch tieferem Recht, als dieses auf seinen aller Disziplin überlegenen Titel. Will man eine kurze und so freilich nicht einmal recht andeutende Ortsangabe, so läßt sich sagen: Lukàcs wird den Weg theoretisch zu Ende gehen, den Tolstoi und Dostojewsky gezeigt haben, er wird, von jeher auf Rußland bezogen, die Philosophie Iwans und Aljoschas Karamasow ans Ziel bringen.

Die ungarische Reaktion beginge also — und sie werde daran verhindert! — mit der Verurteilung von Georg Lukàcs nicht nur einen Justizmord, sondern auch den furchtbarsten, verbrecherischsten Eingriff in das Leben des Geistes.

Harry Graf Keßler:

NATIONALITÄT

Fichte definiert in seinen Reden an die Deutsche Nation den Begriff „Deutsch". Er sagt: „Deutsch ist . . .". Und dann kommt eine Liste der Vorstellungen und Grundbegriffe seiner Philosophie. Er fügt hinzu: „Deutsche macht man . . ."; und das Mittel ist, seine Begriffe beizubringen.

Die Nationalität als ein Produkt von Vorstellungen, philosophischen oder anderen, ist uns seitdem geblieben. „Ich denke mir Dies oder Das; darin besteht mein Deutschtum": so lautet die geläufigste aller Anschauungen. Sie ergänzt sich, wie bei Fichte, durch den Zusatz: „Diese oder jene Vorstellungen machen deutsch. Jemand oder Etwas wird deutsch, wenn ich ihm diese Vorstellungen einpflanze". Manchmal heißt es statt „Denken" auch: „Ich denke mir und will Dies oder Das; mein Deutschtum besteht darin, daß ich bei meinem Handeln von diesen oder jenen Vorstellungen ausgehe". Im Wesen macht das keinen Unterschied; hier wie dort ist das „echt Deutsche" eine Reihe von Vorstellungen oder, wie man sich im zweiten Falle ausdrücken wird, Idealen, deren Besitz die Nationalität ausmacht. Echt deutsch kann eigentlich nur ein gebildeter Mensch sein. Daher unser Bildungswesen; ebenfalls unsere offizielle Kunst.

Aber Vorstellungen können nicht Nationalität sein. Vorstellungen wandern. Das Schauspiel der Welt, der inneren wie der äußeren, ist überall ähnlich. Jeder kann überall jede Art Vorstellung und Begriff haben. Dieser Besitz steckt keine Grenzen ab. Es ist mit ihm wie mit anderem Eigentum: Kleider machen keine Leute; Ideale ebensowenig. Im Gegenteil: sie sind wie das ausgemünzte Gold, das von Land zu Land geht und überall ungefähr dieselbe Geltung hat. Es klingt ja sehr hübsch, wenn die kleinen Jungen in der Schule singen: Deutsche Frauen, deutsche Treue, deutscher Wein und deutscher Sang; aber mir fällt dabei eine Geschichte ein, die mir die Frau des früheren japanischen Gesandten in Wien erzählte. In Schönbrunn nach einem Hoffest auf der Terrasse. Der Vollmond steht strahlend über der Gloriette. Die kleine Gesandtin blickt ergriffen in den Park hinaus. Da beugt sich eine Hofdame zu ihr nieder und säuselt: „Nicht wahr, das ist wunderbar. Haben Sie, Exellenz, in Japan auch einen so schönen Mond?"

Die Freizügigkeit der Vorstellungen hat man vielfach wohl gefühlt; gewisse Kreise meinten aber, eine Art dürfe man ausnehmen: die, die sich an die Heimat und Heimatgeschichte anknüpfen. So dachten die Männer, die nach den Freiheitkriegen die deutsche Nationalität wieder aufbauten. Die Jugend sollte deutsch werden, indem man sie mit Bildern aus der deutschen Vergangenheit und mit Rheinlandschaften vollfüllte. Nationalität sei Liebe zu heimatlichen Vorstellungen, Nationalität sei Nationalbewußtsein. Ebensogut hätte man meinen können, Persönlichkeit sei Liebe zum Selbst oder Selbstbewußtsein. Wenn die Rechnung stimmte: wieviele Griechen hätten wir dann unter deutschen Gymnasialprofessoren! Und wie schwer hätten die Griechen es selbst gehabt, Griechen zu sein ohne Geschichte oder Historienbilder!

Und auf diesem Fundament erhebt sich noch die Folgerung: „Wenn gewisse Vorstellungen deutsch sind

und deutsch machen, dann sind und machen die Gegenvorstellungen undeutsch." Schon Fichte sagt: „Ausländerei aber ist . . ."; und gibt ein Verzeichnis der Vorstellungen seines Gegners Hegel. Und auch dieses Austeilen von Mein und Dein auf Deutsch und Undeutsch ist uns geblieben. „Ich denke mir Dies oder Das. Diese Anschauung ist deutsch. Jeder Deutsche muß sie haben. Du denkst Dir etwas anderes. Folglich bist Du undeutsch": so lautet das geläufigste aller Plaidoyers.

Das Wesenlose dieses intellektuellen Patriotismus, mit seinen Blüten nationaler Einbildung, nationalen Brusttons in Privatgeschäften, hat Skeptiker gemacht, die fragen, ob Nationalität überhaupt etwas ist, ob hinter der äußerlich gegebenen Tatsache der politisch-geographisch abgezirkelten Nation eine innere Tatsache steht, die dieser Zusammenfassung ethische und geistige Bedeutung gibt, etwas der Nation Eigenes, durch das sie auch innerlich eins und abgesondert ist; oder ob Nationalität nichts ist als eine Konvention, ein Rufname zur Bequemlichkeit für Diplomaten. Denn jene kleinen Vulgärformen des Nationalgefühles, die sich immerwährend vordrängen, sind offensichtlich leer; und die zwei oder drei großen Konzeptionen der Nationalität, die die Welt bewegt haben: die Nationalität als Sprachgemeinschaft, die Nationalität als materielle Interessengemeinschaft, die Nationalität als Rasse, halten kaum der Untersuchung Stand.

Die Rassentheorie macht Annahmen, die unbewiesen und dazu noch unwahrscheinlich sind. Wenn sie deutsch und germanisch gleichsetzt, so kann man zweifeln, ob es heute auch nur einen Menschen gibt, dessen Blut rein germanisch ist. Eine Nation aber von reinen Germanen in unserer Zeit ist ein Hirngespinst.

Ebensowenig kann eine materielle Interessengemeinschaft zur Nationalität genügen. Denn die Gemeinsamkeit der wirtschaftlichen Interessen beschränkt sich nirgends heute

auf ein Volk; sie besteht zwischen Fremden über die ganze Welt hin. Die Banken, die Kartelle, die Arbeiterorganisationen sind der Ausdruck im Großen von Tatsachen, die bis in die kleinsten Fasern jedes Lebens hineinverlaufen. Wie weit entfernt die wirtschaftlichen Interessen heute sind, eine Grundlage der Nationalität zu sein, zeigen die rein wirtschaftlichen Parteien, die alle mit der Zeit international werden; nicht nur die Sozialdemokraten und die Freihändler, sondern ebenso auch die Schutzzöllner, die die Logik des Wirtschaftslebens jetzt immer mehr dazu treibt, Verbände weit über eine einzige Nation hinaus anzustreben. Wenn Nationalität das Bewußtsein gemeiner Wirtschaftsinteressen wäre, so wäre ihre Zeit jetzt in der Tat um.

Auch die Sprache vereinheitlicht durchaus nicht immer. Sie hat noch nie einen Neger zum Yankee gemacht. Und wenn das Esperanto Weltmuttersprache würde, so würde sich, wie man sicher sagen kann, an der Vielheit der Nationalitäten wenig ändern. Trotz der Spracheinheit entwickelt sich zum Beispiel zwischen Engländern und Australiern ein Unterschied, der von Generation zu Generation größer wird, so daß heute schon ein Australier unter Engländern wie inmitten eines fremden Volkes steht. Sehr bemerkenswerte Äußerungen, die Das aussprachen und belegten, standen vor einigen Monaten im „Spectator". Und ähnlich geht es mit den altfranzösischen Kanadiern. Wer die langsamen, schwer begreifenden Franzosen der Provinz Quebec kennen lernt, mit ihrer Schar von zehn bis zwanzig Kindern, wird eher an Buren oder Hinterpommern als an feinnervige Franzosen denken. In beiden Fällen, die man leicht vermehren könnte, gibt es keine innere Einheit, trotz der Sprachgemeinschaft, ja, trotz des noch unvermischten gleichen Blutes. Der erste Fall ist besonders lehrreich, weil England und Australien auch alle übrigen Elemente der Kultur ebenso wie der Sprache gemein haben.

Also weder Weltanschauung, noch geschichtliches Bewußtsein, noch Rasse, noch Wirtschaftsleben, noch Sprache, noch Kultur schaffen die innerliche Eigenheit und Einheit, die man Nationalität nennen dürfte. Und man könnte hier die Untersuchung abbrechen und die Nationalität in der Tat für bloß äußerlich und leer halten, wenn nicht gerade der zuletzt genannte Fall des australischen Fremdgefühls in England etwas Positives erblicken ließe, das den Weg zu einer neuen, mit jenen Dingen nicht abgetanen Auffassung eröffnet: nämlich das durch dieses Fremdgefühl gegen Engländer als seine Folie vorausgesetzte Verwandtschaftsgefühl der Australier unter sich.

Dieses Verwandtschaftsgefühl unter Landsleuten ist eine besondere Art der Sympathie. Nicht die Sympathie auf Grund eines Affektes, wie die Liebe, wo man ähnlich wie ein Anderes fühlt und sieht, weil man will. Nicht Sympathie auf Grund von bewußten Anschauungen, Zielen, Gefühlsweisen, Manieren oder selbst Charakterzügen, wie sie der Freundschaft zu Grunde liegt. Sondern etwas weniger Aufdringliches, etwas Verborgeneres, aber Tieferes, Subtileres, Diffuseres, etwas von derselben Art, wenn auch schwächerer Ordnung, wie die Geschwisterliebe: ein immer wieder miteinander ähnlich Reagieren, weil die Voraussetzungen des Gefühles und Reagierens ähnlich sind, ein oft ganz unerwartetes Zusammentreffen im Gefühl, in der Anschauung, in den Handlungen, weil beide Seelen die Erlebnisse in die gleichen Formen füllen, eine Sympathie auf Grund der Formen, die die Empfindungen, Affekte, Willensreaktionen annehmen; was übrigens auch die besondere Art von Antipathie zwischen Geschwistern, zwischen Landsleuten erklärlich macht, wenn diese unentrinnbare, immer wieder neu sich gebärende Ähnlichkeit ringsherum eine ganze Sippe von „moi haissables", von sichtbaren, stillen, uneingestandenen Vorwürfen schafft.

Diese Sympathie — oder auch Antipathie — zwischen Landsleuten beruht also auf der Ähnlichkeit der Formen,

in die die Erlebnisse in der Seele hineingeraten: auf der ähnlichen Gestalt, die ein Reiz, ein Gefühl, ein Reflex annimmt. Man kann zum Vergleich an das Bett eines Stromes denken mit seinen individuellen Breitenverhältnissen und Biegungen, wie wenn diese den Verlauf der Empfindung oder Willensbahn leiteten und in beiden Seelen ähnlich wären.

Und wie im Strombett die Form des Wassers nichts ist als eine Art von Tanzfigur oder Prozessionsordnung, in der sich die Wassermoleküle nach dem Meere zu bewegen, bald hier in schmaler Front und hochgetürmt übereinander pfeilschnell und gerade fließend, bald dort in großen Bogen, in breiter, niedriger Formation eine majestätische Figur durchführend, so ist auch die psychologische Form nichts als Bewegung, ein Tempo und eine Marschroute, denen der von außen oder von innen kommende Inhalt sich unterwirft. Form ist in der Seele gleich Bewegung. Das heißt: Wechsel und Intensitätswandel der Vorgänge, Kurve ihres Auftauchens, Anwachsens, Hinschwindens, Zeitmaß, in dem sie einander suchen, wieder fliehen, aufeinander folgen, regellos oder rhythmisch. So zerfällt die Seele in Bewegung und Bewegtes. Die Bewegung ist das Wie ihres Lebens, dem als Was die Eindrücke, Vorstellungen, Gefühlsfarben, Willensvorgänge gegenüberstehen. Die Verschlingung der verschiedenen Bewegungen, in denen der Inhalt meiner Seele an Empfindungen, Erinnerungen, Gefühlen, Absichten begriffen ist, ist die Form, die für mich in diesem Augenblick die Welt annimmt.*)

Die Eigenschaften, die das Tempo und die Kurven der psychischen Bewegungen bestimmen, lassen sich summarisch aufzählen. Außer Harmonie oder Reibungen zwischen verschiedenen Bewegungen: Heftigkeit der Ge-

*) Natürlich wird „Seele" hier nicht in irgendeinem metaphysischen Sinn gebraucht, sondern nur als die kürzeste Ausdrucksweise für den Schauplatz der psychologisch betrachteten Erscheinungen, wie von Wundt im Titel seines Werkes „Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele".

fühle und Affekte, Schnelligkeit und Beständigkeit des Wollens, Lebendigkeit der Phantasie, Feinheit der Sinne und des Intellektes. Denn die sogenannte feine Sinnlichkeit ist nichts als eine Art der Bewegung. Eine besondere Gelenkigkeit beim Auf- und Absteigen an der Tonleiter der Empfindungen; nicht eine Qualität der Eindrücke, sondern der Verarbeitung der Eindrücke. Wo der eine auf dem Weg zwischen zwei Empfindungen wie ein Stelzengänger nur drei Stationen machen kann, vermag der andere sich, wenn er will, zwanzigmal aufzuhalten. Nicht die Kraft der Eindrücke, nur ihre Relationen sind im Spiel. Große Stärke der Empfindungen beim Genuß von Gänseleberpastete ist noch kein Zeichen feiner Sinnlichkeit. Jemand, dessen Gaumen Trüffeln weniger stark reizen, kann vielleicht mehr Trüffelarten unterscheiden. Dieser ist der Gourmet. Und ebenso ist es mit dem Intellekt. Je mehr Zwischenstufen zwischen zwei Begriffen einer finden kann und je mehr Verbindungsbrücken er hin- und herzuschlagen weiß, um so feiner ist sein Kopf. Die starre Vehemenz des Inhaltes hat damit nichts zu tun. Im Gegenteil: am weitesten entfernt von feiner Geistigkeit ist der Fanatiker, dessen ganze Seele sich um einen blendenden Begriff wie die Motten um den Leuchtturm im Kreise oder Wirbel dreht.

Diese Eigenschaften, die den seelischen Bewegungen Gewohnheiten, Gesetze, Bahnen vorschreiben, sind also, da Form in der Seele gleich Bewegung ist, *seelische Formtendenzen.* Sie sind im Innern, was äußerlich die Geberden sind. Sie lassen sich mit den Tendenzen zu bestimmten Bewegungsarten in elastischen Körpern vergleichen, die häufig nach derselben Seite ausgezogen worden sind.

Was die Faktoren sind, die in der Seele an den Formtendenzen bilden, beginnt man eben erst klarzustellen. Immerhin kann man schon sagen, daß zum Beispiel auf die sinnliche Behendigkeit und die Flüssigkeit der Gefühle

das Klima und die Formation des Landes einwirken. Das ist eine Allerweltweisheit, die der Untersuchung standhält: ich habe das in meinem Buch über Mexiko im einzelnen nachzuweisen versucht. Die Kälte nordischer Naturen, wo der Entschluß sich wie die nordische Gewitterwolke schwer aus dem Nebel der Gefühle zusammenballt und schwer wieder auflöst, ist sprichwörtlich. Sentimental, aber, wenn er endlich einmal will, entschlossen, das ist eine bleibende Formtendenz des Nordländers: Musik und Schwertgeklirr, Hamlet, Prinz von Homburg, Florian Geyer; schon die erste große nordische Gestalt der Dichtung ist ihr Bruder, der blondlockige Thessaler Achilleus. Die Besonderheit der Landschaft, Bergeshöhen oder Meeresküste, Feuchtigkeit oder trockene Luft, gibt die Eigenheit wieder anderen Arten der Bewegung. Die leichte, silberhelle Luft Athens und der Isle de France scheint das Element der feinsten Sinnlichkeit. Daß diese nichts ist als Gelenkigkeit des Empfindens, ist erwähnt. Eben deshalb wiederholt sich diese Feinheit auch im Intellekt; während sonst nicht einzusehen wäre, warum sie sich auf die Tätigkeit mit einem anderen Inhalt, Abstraktionen, übertragen sollte.

Die Komplexität der Bewegungstendenzen, die schon das Klima und die Landschaft hervorrufen, ist ungeheuer. Die angeführten Beispiele ließen sich beliebig vermehren. Und noch viel mehr Einflüsse dieser Art sind verborgen und unfaßbar.

Aber Klima und Landschaft im ganzen selbst sind nur ein Teil der Faktoren, die die seelischen Formtendenzen ausbilden. Vererbte Eigenschaften können überhaupt nur Formtendenzen sein; Inhalt ist ja nur dem Individuum gegeben. Die Tatsache aber der Vererbung ist seit Darwin von der Anthropologie durch zahllose Beobachtungen sichergestellt; das „Blut" spricht wirklich mit, aber eben nur in diesem Sinn, als formaler Faktor. Man erwartet a priori schon, daß dabei Verdoppelung,

wenn Tendenzen zugleich vom Vater und der Mutter kommen, Anlagen verstärken muß; und Beobachtung bestätigt dies, wenigstens im allgemeinen. So kommt es, daß, wenn Generation auf Generation immer wieder auf beiden Seiten gleiches Blut erbt und weitergibt, die Formtendenzen sich befestigen. Menschen solcher einheitlichen Abstammung haben mehr als andere ausgeprägte Tempi und Bewegungskurven. Sie stecken voll scharfer Form.

Hier ist der Ursprung des Begriffes der Rasse. Aber wie schon aus dieser Darstellung hervorgeht, ist Rasse fortwährend in der Bildung begriffen. Sie ist nicht eine Tatsache der Vergangenheit, bei der Schöpfung mit ins Paradies gesetzt, sondern ein fortwährend wechselndes Resultat, ein Zufall des großen Glücks- und Liebesspieles, um das sich die Welt dreht. Wo während einiger Generationen die Blutmischung gleich geblieben ist, entsteht Rasse. Und gleichgültig ist, ob dabei ursprünglich die Blutstränge verwandt oder verschieden waren, wenn nur nachher die Mischung dieselbe bleibt. Gerade deshalb aber ist Rasse als Erscheinung unvergänglich und bedeutsam, nicht, weil es einmal die und die bestimmten Rassen gegeben hat, sondern, weil immer wieder neue „Rasse" zur Entstehung kommt. Ja, dieser Vorgang ist so auffallend und so typisch für das Festwerden von seelischen Formtendenzen, daß man die Bezeichnung „rassig" auf innere Formtendenz überhaupt ausgedehnt hat. Man kann sich das der Prägnanz halber gefallen lassen, wenn man nicht vergißt, daß die anderen Faktoren zahlreich und, wie die beginnende Spaltung zwischen Engländern und Australiern, Altkanadiern und Franzosen zeigt, zum Teil stärker sind als das Blut.

Es würde viel zu weit führen, wollte ich hier allen den Faktoren nachgehen, die schon jetzt mit einiger Wahrscheinlichkeit als formbildend in der Seele angesehen werden können. Ich möchte nur noch zwei erwähnen: den Helden, die Berufsarbeit.

Die Wirkung des Helden ist durchaus suggestiv. Das heißt: die Nachahmung seines Wesens ist eine Art von innerer Mimik, ein Reflex, kein intellektuell bewußtes Nachkonstruieren seines Lebens oder Aufnehmen seiner sauber in Begriffen auszudrückenden „Ideale". Seine Wirkung ist also „formal", nicht inhaltlich. Darin besteht seine Unsterblichkeit. Während seine Ziele veralten, seine Moral vielleicht verwerflich wird, bleibt die Form seiner Seele mit ihrer suggestiven Gewalt, die das ist, was von vornherein ihn zum Helden und Verführer macht. Byron, der vielleicht am vollkommensten als Heros im modernen Europa gewirkt hat, hat für jedes Dutzend Menschen, das ihn las, tausend anderen seine Seelenform aufgeprägt. Sein großer, kühner Intellekt ist fast unbeachtet vorübergegangen. Seine Seelenform, diese sehr künstliche Mischung der hautainen Dandy-Reserviertheit Beau Brummels und der Rousseau-Schlegelschen Sentimentalität, wurde durch die Expansivkraft seines Temperamentes zum Anfang einer neuen Zeit. Sokrates hat in Athen offenbar ähnlich gewirkt, durch die Form mehr, als durch den Inhalt seines Denkens; auch er von der ebenfalls formalen Eigenschaft des gewaltigen Temperamentes emporgetragen. Aber was hier im großen mit einer ganzen Welt geschieht, wiederholt sich tausendfach auch im kleinen. Von jedem starken, kühnen Temperament strahlt Form aus auf die Umgebung. So durchzieht ein Netz solcher Wirkungen von Kreis zu Kreis die Gesellschaft. Die Musik der inneren Formen von „Helden" im großen und im kleinen ist eins der tiefsten Fundamente jeder Ethik. Geschriebene Ethik verhält sich dazu wie Aesthetik zur Kunst.

Die Erziehung durch den Beruf gleicht der durch das Klima und die Landschaft. Immer wiederholte Eindrücke und Tätigkeiten bilden sich zu Tendenzen aus. Und die Formen, die entstehen, strahlen vom Beruf, wie vom Helden auch auf die Umgebung aus. Je mehr irgend ein

Beruf überwiegt, um so mehr wird von seinen Formtendenzen in den Kreis um ihn übergehen. Das ist eine altbekannte Tatsache; nur beachtet man gewöhnlich viel zu wenig, daß es Form ist, die der Beruf ausstrahlt, nicht nur Gesinnung, — wenn Gesinnung eine Summe von Anschauungen sein soll. Daher das „Rassige", im vorhin erweiterten Sinn alter Handelsstädte.

Diese Andeutungen über die Faktoren, die die Formtendenzen ausbilden, genügen hier. Worauf es ankommt, ist, daß es in der Seele ähnlich wie in elastischen Körpern Formtendenzen gibt, und daß diese mit gewissen vielfach nachweisbaren Faktoren in Beziehung stehen. Einige von diesen Faktoren (und jedenfalls die hier genannten) sind, wie man sieht, *räumlich begrenzt.* Landschaft und Klima selbstverständlich, das Blut durch die Mischungen nahe Zusammenwohnender, der Held, weil sein Einfluß abnimmt mit der Entfernung. Selbst Erscheinungen wie Christus oder Franz von Assisi haben örtliche Intensitätsmaxima. Noch viel lokaler sind natürlich die kleineren Helden und Heiligen. Und ähnlich ist es mit den Berufstätigkeiten. Welche sich entwickeln, welche überwiegen, hängt zum großen Teil an geographischen und politischen Bedingungen.

Auch die Formtendenzen sind daher, wenigstens soweit sie von solchen Faktoren abhängen, räumlich begrenzt. Und wo eine Mehrheit formbildender Faktoren in einem Gebiet zusammentrifft — zum Beispiel: die Küste, die Matrosentätigkeit und das Fortwirken einer Reihe großer Seehelden, wie Drake und Raleigh und all der Tausende tapferer Kapitäne in Cornwall, da bilden sich auf ein Gebiet beschränkte Komplexe von Formtendenzen. Ein Komplex von Formtendenzen: nichts weiter ist aber auch die Persönlichkeit; ein unendlich mannigfacher Komplex von Formtendenzen.

Denn eine Summe von individuellen Formen ist, was übrig bleibt, wenn ich in diesem Augenblick alles abstreife, was in mir von außen stammt oder mit mir anderen gemein ist. Also zuerst, als oberste und äußerlichste Schicht, die

gegenwärtig in mich eindringenden Empfindungen. Dann, was an Erinnerungen und Begriffen oder Zielen hineinspielt; lauter von der Außenwelt Gepflanztes. Schließlich das Rohmaterial der Gefühle, das jeder mitbekommt und erst durch die Tempi und Intensitätkurven, die es in ihm annimmt, individuell macht. Meine Persönlichkeit in diesem Augenblick ist nichts weiter als die Gesamtheit der Formen, die ich dem auf mich eindringenden und aus mir hervordringenden Chaos aufpräge. Meine Persönlichkeit überhaupt und außerhalb des Momentes betrachtet, ist mithin die Summe aller in mir wirksamen, auf gewisse Formen gehenden Tendenzen. Nur deshalb gibt es nicht bloß locker aneinander gereihte Empfindungen, Gefühle, Willensakte, Erinnerungsbilder, sondern Menschen, weil es Formen gibt und Tendenzen zu bestimmten Formen, die konstant bleiben und so konstante Individualitäten schaffen. Der Inhalt der Seele gleicht nicht der Perlenschnur des indischen Märchens, sondern dem immer wieder nach denselben Gesetzen sich zusammenschließenden Kristall; bekanntlich gibt es ja auch flüssige Kristalle.

Und wie in der Kristallographie, so wiederholen sich auch in der Psychologie dieselben Formtendenzen immer wieder in unzähligen Individuen. In irgend einem altmodischen Roman aus der Zeit der geistreichen Teezirkel spricht die geistreiche Frau von gewissen Menschen als Rubinen, von anderen als Opalen oder schweren, schwülen Turmalinen. Sie symbolisiert so für sich in naiver Weise diese Analogie, daß ein Mensch ebenso wie ein Kristall nichts ist als eine sichtbare Formtendenz und daß, wie Kristalle in Systeme, so die Menschen sich in Typen scheiden.

Jedes Typische ist nicht räumlich begrenzt; aber jede Formtendenz, die von räumlich begrenzten Faktoren ausgeht, neigt dazu, typisch zu werden. Ja, es gibt solche, die innerhalb des Wirksamkeitsgebietes ihres Faktors ganz allgemein werden, in jedem Menschen dort zur Ausbildung gelangen: so der Wechsel zwischen Reizbarkeit und Apathie

in den Tropen. Aber unter diesen Formtendenzen, die im eigenen Gebiet allgemein sind, wirken welche stärker, welche schwächer im Verhältnis zu dem Reste der Persönlichkeit. Einige prägen ihre Zeitmaße und Kurven dem Seeleninhalt tief ein, andere spielen nur darüber hin. Die einen sind wie Wellen an der Oberfläche, eine leichte Haut der Form. Den anderen gehorchen die Empfindungen, Phantasien, Willensakte wie das Wasser den Gestaltungen im aufgerührten Meer. Man erkennt sie in ihrer Heimat in jeder Aeußerung irgend eines inneren Kräftespiels; und die Grenzen, wo sie auf der Landkarte aufhören, markieren sich durch den Wechsel in etwas Wesentlichem der Persönlichkeit.

Hier also ist etwas einer Gemeinschaft Eigenes, das sie innerlich zusammenschweißt und nach außen absondert: die räumlich begrenzten Elemente der Persönlichkeit, sofern sie wesentlich und innerhalb der Grenzlinien allgemein sind. Nicht irgend ein Inhalt: historische Erinnerungen, nationale Ziele, Weltanschauung, nicht einmal eine Sprache, sondern Formtendenzen, wiederkehrende seelische Bewegungen und Bewegungsrelationen, die dem Inhalt ihre Kurven und ihr Zeitmaß aufdrücken. Nationalität ist ein Tempo der Seele.

Stendhal hat das eingesehen und sein Leben damit zugebracht, das Tempo der Bewegung, das den Italiener macht, zu studieren. Es genügt ihm nicht, die Empfindungen; Affekte, Phantasiegebilde ihrem Inhalt nach festzustellen, jedesmal geht er auch auf das Zeitmaß und die Kurven im Verlauf der psychologischen Erscheinung ein. Sein Gesichtspunkt bei der Analyse ist, wie man fühlt, überall dynamisch, nicht nur materiell und chemisch. Daher seine Vorliebe für redende, handelnde Einzelpersonen, für den kleinen Vorfall, die Anekdote; nicht bloß, weil er Romancier ist, sondern umgekehrt: er wurde, wie man fast vermuten könnte, Romancier, weil die Bewegung, die eine Vorstellung, ein Gefühl, ein Entschluß in der Seele durchmacht, weil die Form in der Seele nur am Einzelfall zu sehen und zu zeigen ist; Verallgemeinerung läßt nur Inhalt übrig.

Dieser Satz, daß jede räumlich eingeschränkte, aber in dem eigenen Gebiet allgemeine und starke seelische Formtendenz Nationalität ist, zwingt zu Folgerungen, die mit bekannten Tatsachen übereinstimmen und daher die Prämisse bestätigen. Zunächst, daß es dann am selben Ort, in derselben Person, zur selben Zeit auch mehrere Nationalitäten geben kann. Aber gerade dieses ist der Fall; und keine Theorie der Nationalität, die das ausschließt, ist haltbar. Ein Beispiel ist Griechenland, wo die griechische, die jonische, die athenische Nationalität wie von Stufe zu Stufe zum Parthenon emporführen. Die deutschen Stämme haben jeder eine Nationalität, ebensogut wie die Deutschen überhaupt. Jedem Stamm bei uns entsprechen eigene Formen des Empfindens, Fühlens, Wollens, die keine „allgemeine Bildung" oder Volksschule tot macht. Und überall ist es ebenso. In Frankreich entdeckt Barrès eben jetzt die „nationalité lorraine", in England Yeats sein keltisches Traumland, wo das wollüstig leise Hindämmern von Gefühl und Phantasie wie ein fernes, nebelhaftes Meer die Seele einhüllt. In Italien, Spanien, Skandinavien gibt es ähnliches. Und nirgends will das heißen, daß die größere Nationalität auseinanderfällt. Sondern neben ihren Formtendenzen gibt es andere, noch lokalere in den Seelen. Man kann nicht im selben Augenblick Hochdeutsch und Plattdeutsch sprechen, aber sehr wohl im selben Augenblick allgemein deutsche und niederdeutsche Formen in der Seele haben.

Deshalb ist es auch kein Gegensatz, ein guter Deutscher und ein „guter Europäer" zu sein; ein Konflikt zwischen national und „international" existiert nicht. Die „internationalen" Formtendenzen sind in demselben Sinn national wie die engeren, heimatlichen; nur ist ihr Gebiet größer. Aber allerdings kann zwischen diesen Schichten der Seele der Akzent wechseln. Zu gewissen Zeiten sind Formtendenzen, deren Kreis zufällig klein ist, die wirksamsten in der Persönlichkeit. Ihre Grenzen leuchten hell. Zu anderen Zeiten

liegt der Nachdruck auf solchen, die sich gleichzeitig auch in die Ferne ausbreiten. Es ist ein Hin und Her innerhalb der Nationalen.

Ueberhaupt ist Nationalität nichts Starres, Totes, einmal für allemal Gewordenes; ebensowenig wie etwa Rasse. Jede Nationalität verwandelt sich fortwährend. So wird durch eine Reihe langsamer Veränderungen aus dem Griechentum Homers über Sparta, Athen, Alexandrien, Byzanz das Griechentum des Botzaris. Und beide sind eins, selbst wenn Fallmerayer recht hatte und kein Tropfen altgriechischen Blutes in den Adern der Athener kreist. Denn gewisse Grundtendenzen in der Form, ein gewisser Mechanismus der Persönlichkeit, des Intellektes, der Entschlußfassung ist geblieben als Tatsache, die sich hier tiefer und beständiger als Blut erweist.

Etwas Anderes ist es, wenn ganz neue Elemente der Persönlichkeit auftreten. Dann erscheint eine neue Nationalität. So um 1200 das Europäische. Die kriegerische Roheit sublimiert sich in den Kreuzzügen zum Ritterlichen, zu einer Willensdisziplin, die jeder Tätigkeit ein unvergleichlich biegsames und scharfes Instrument liefert. Und gleichzeitig schafft die Erregung um Passion und Madonnenkult eine neue Relation von Gefühl und Phantasie: die große Sentimentalität um das wunderbare Phänomen der Liebe. Diese Willens- und Gefühlsformen sind noch heute, nach dem Hinschwinden der Vorstellungen, unter deren Druck sie entstanden, das Innerlichste, was Europa zusammenbindet. Und ähnlich war die Wirkung des Protestantismus. Auch er hat durch eine Neugestaltung der Persönlichkeit eine tiefe seelische Gemeinschaft gegründet zwischen allen Völkern Nordeuropas: innerhalb Europas die moderne Welt abgegrenzt. Am frappantesten fühlt man das, wenn man Cromwells Portrait in der Londoner Nationalgalerie mit van Dyks Karl dem Ersten vergleicht. Auch die katholischen Länder hatten damals kühle Staats- und Geschäftsmänner: Wallenstein, Richelieu, den Conde

Duque Olivares. Aber keiner von ihnen bietet denselben Gegensatz zum Porträt des Königs: sie sind von derselben Rasse, nur energischer. Hier aber dieser Puritaner ist aus einer anderen Welt. Nach hundert Jahren ist der Protestantismus ins Blut gegangen, mehr geworden als ein Dogma: eine Form; und Cromwell verkörpert sie, im Blick, in der Haltung, in der Linie. Sein Küraß sitzt auf ihm wie ein Whistlerscher Frack: das *„je ne sais quoi"*, das zwei Welten scheidet, liegt zwischen seiner eleganten Schlichtheit und der Art, wie der König sein Atlaswams und seine Perlenohrringe zur Schau trägt.

Kurt Kersten:

GEORG FORSTER*)

(1754—1794)

I.

Man hat ihn vergessen. „Fachmenschen" kennen eben noch seinen Namen, weil er notwendig immer wieder ihren Weg kreuzt, wenn sie im achtzehnten Jahrhundert herumstapfen. Denn er stand in Berührung mit allen wichtigen Zentren und Größen jener Tage, hat in vielen heterogensten Gebieten Anregungen gegeben, war der Befruchter Alexander von Humboldts, der ihm den Kern seines Wesens und Werkes verdankt, hat als erster in Deutschland Reiseschilderungen geschrieben, die man zu den größten europäischen Werken zählen darf, hat Buffon in Deutschland bekannt gemacht, Herders Ideen fundiert und bereichert, sich mit Kant beschäftigt, als viele noch nichts von ihm wußten, hat den Blick auf die Bedeutung des Überseehandels gelenkt und eine menschliche Union schon aus wirtschaftlichen Gründen erhofft, hat endlich als erster Geistiger in Deutschland die Konsequenzen seiner Weltanschauung gezogen, ist Aktivist geworden und hat mit erbarmungsloser Härte einen erbitterten Kampf gegen Adel, Klerus und Großkapital geführt, hat den

*) Als es noch gefährlich war, ihm beizuspringen, errichtete Friedrich Schlegel dem Freunde der Schwägerin ein Denkmal, beschränkte sich klug auf den „Schriftsteller" Forster. — In den Tagen der ärgsten Reaktion hat Gervinus seine Werke gesammelt herausgegeben und eine herzhafte, anklagende Einleitung geschrieben. — In der kaiserlichen Zeit hat Albert Leitzmann sich durch zahlreiche Publikationen um ihn verdient gemacht. — Seit August 1914 beschäftigt er mich. Ich hoffe im nächsten Jahre eine Schrift „Der Revolutionär Georg Forster" vorlegen zu können. K. K.

Mut aufgebracht, diesem Deutschland Goethes und Schillers den Rücken zu kehren, um in Paris verlassen — im Elend zu sterben. Acht Tage vor seinem Tode verkündete er in seinem letzten Briefe die unzerstörbare Hoffnung auf den Ausbruch der Revolution in Deutschland. Es war zu einer Zeit, als den Schwerkranken alle letzten Freunde verließen — „Franken, Deutsche und Polen".

II.

Forsters Vorfahren sind Schotten gewesen und flohen, als Karls I. Regiment zusammenbrach; ein Forster strandete an der polnisch-preußischen Küste und rettete zwei Goldstücke, heiratete hernach eine englische Flüchtige, die auch Royalistin gewesen war, und akklimatisierte sich schnell. Seine Nachkommen heirateten deutsche Mädchen, kamen zu Ansehen und wurden Bürgermeister in Dirschau. Georg Forsters Vater wurde Pfarrer in Nassenhuben — wider Willen — litt unter väterlicher Knute, um hernach durch Launen und Starrsinn die eigene Familie zu tyrannisieren, obschon er sich für sie zu Grunde arbeitete. Von einer stillen, viel duldenden Frau wurde ihm 1754 Georg Forster geboren. Den Elfjährigen nahm der Alte in die deutschen Wolgakolonien mit, um für die russische Regierung Berichte zu machen. Der Hofklique unter Orlow mißfiel ihre Wahrheitstreue, Forster zog unbelohnt ab. Die Pfarrstelle war besetzt — er ging mit der Familie nach England und unterhielt sich dürftig, bis ihn die Reise mit Cook um die Welt erlöste. Georg Forster begleitete ihn.

Man gewahrt das Bild eines vagantenhaften Lebens in materieller Unsicherheit — abhängig von den Launen der Despoten und Hofkamarillen — man kannte kein Vaterland, keine Heimat, keine Nationalität. Aufsässig war das ganze Wesen des Geschlechtes. Galle drang ins Blut. Die Welt war Heimat.

Diese Weltreise war ein tiefer Schnitt, war Forsters Morgen, war sein Aufstieg, revolutionierte seine Seele. Sie enthüllte ihm fernste Wunder, wurde Erkenntnisquelle, bestimmte sein ganzes Leben. Auf dieser Reise entdeckte er Europas Reife zur Revolution, als er den „Wilden" mit dem Europäer verglich. Es gab keine Sonderrechte der Nationen oder Rassen, er sah, daß bei aller Verschiedenheit der äußern Formen die Menschlichkeit eines Südseevolkes weit entwickelter war als die einer europäischen Sklavenhalternation. Er durchblickte das Märchen der Überlegenheit einer europäischen Rasse, die sich anmaßte, aus ihrem Kulturwert heraus alle Erscheinungen außerhalb Europas zu bewerten. Der Glaube an Europas Allmacht wurde auf dieser Reise entwurzelt. Der Glaube an die Menschheit stieg empor. Er reichte fernsten Brüdern die Hand.

Hernach kehrte er in das europäische Elend zurück, erlebte den Undank der britischen Admiralität, die bittere Not der Großstadt, den Neid gehässiger Kollegen und das armselige Geistesleben kleiner mitteleuropäischer Residenzen. Europa richtete ihn zu Grunde.

Er hat sechzehn Jahre lang Menschen und Verhältnisse gesucht, um zu leben. Er suchte — und scheiterte an widrigen Umständen, an der Eigenart von Menschen, die ihn zwar verstanden, aber nicht förderten. Er war ihnen viel, aber zuletzt fragte er sich enttäuscht: was sind sie mir?!

Seine Frau hat ihn immer verehrt, immer mit ihm gelitten und ihn nie geliebt. Sie heiratete ihn nur ihrer Selbständigkeit willen und geriet erst recht in Abhängigkeit. Sie vertrug keine Überlegenheit und suchte sich vergebens unterzuordnen. Es lag ihr nicht. Forster ließ sie spüren, daß ihn andere Frauen anzogen, das verdroß sie — hernach kehrte er wieder zurück — manchmal nur aus erotischen Gründen — dann war sie erbittert — ekelte sich vor seiner sexuellen Brutalität — ein Jugendgeliebter tauchte auf — Forster schäumte, als die Sache

gefährlich wurde — Therese bestand auf Trennung — Forster war schwach und litt es nicht — sie war ihm wieder geistig zu viel — so quälte man sich und rieb sich auf, bis endlich Therese den Schnitt machte und den ihr geistig unterlegenen, schwankenden Huber heiratete, der fast ein guter Mensch war und nur aus Schwäche fehlte.

III.

Als die Revolution ausbrach, war ihr Forster längst verfallen. Ihr Kommen hatte der Jüngling verkündet. Daß sie eine europäische Angelegenheit war, schien ihm gewiß, und daß die ganze Welt eine Umwälzung nötig habe, verlangte er.

Unter dem Einfluß des englischen Verfassungslebens war er groß geworden, in seine Jugendjahre fiel Amerikas Erhebung, den Dreiundzwanzigjährigen erfüllte Franklin persönlich mit der Glut des heiligen Evangeliums: „Was Blut kostet, ist des Blutes nicht wert". Die Überwindung der englischen Konstitution durch die amerikanische hatte er durchgekämpft. Hernach kam er vom weiten Weltmeer, mit den Erfahrungen der größten Städte, der lebendigsten Völker in die Enge des deutschen Reiches, sah die politische Unreife eines ganzen Volkes, das Elend der Kleinstaaterei und der Ausbeutungspolitik des Adels und des Klerus.

Es war ihm ganz klar, daß man die neuste Form des menschlichen Gemeinlebens nicht nur verkünden, sondern einführen müsse. Der Mensch war wichtigstes Objekt, die Revolution eine sittliche Tat, durch die sich der Mensch seiner Freiheit bewußt wurde, um einen bessern Zustand herbeizuführen; die Revolution war das Werk des allgemeinen Volkssinnes, zerbrach alle Maßstäbe der Menschenbeurteilung und ließ nur einen übrig: Humanität.

Die Revolution wurde eine europäische Angelegenheit, der Kampf der Pariser Parteien verwandelte sich in den

Kampf europäischer Staatssysteme. Paris wurde offensichtlich zum Zentrum der Welt, zur Metropole der Menschheit.

Im ersten Koalitionskrieg fiel Mainz in französische Hände. Hier hatten die Emigranten gewühlt und den eitlen geschäftigen Kurfürsten aufgehetzt, der sich verbrecherisch-leichtsinnig an der Heraufbeschwörung des Konfliktes beteiligte, aber mit seinem ganzen Hofe, seinem Adel und Klerus floh, als die Franzosen unter Custine kamen. Forster war seit vier Jahren Bibliothekar in Mainz, hatte sich immer dem höfischen Getriebe ferngehalten und in einem kleinen Kreise gelebt, dessen Mentalität Goethe in der „Campagne in Frankreich" ahnungsvoll gezeichnet hat.

Diese Mainzer Revolution ist gescheitert, weil Mainz zurückerobert wurde. Sie sollte durchgeführt werden, während der Feind heranrückte und fremdes Militär in der Stadt herrschte. Sie scheiterte aber auch an der Unreife der Völker selbst. Das kapitalistisch-klerikale Bürgertum war vom allmächtigen Klerus in geistiger Beschränktheit erzogen worden, begriff die Notwendigkeit der Volkssouveränität nicht, sträubte sich, Privilegien zu opfern und schrie nach seinem Kurfürsten, weil es für seine eigene Stellung fürchtete.

Forster tat Alles, um den Widerstand der herrschenden Klassen zu brechen, hat mit diktatorischer Gewalt über die Übergangszeit hinwegzukommen versucht, endlich die republikanisch-demokratische Verfassung schaffen helfen — nach dem Vorbild der französischen Konstitution unter Robespierre, er hat im ersten deutschen Parlament gesessen und das Dekret verfaßt, welches der monarchischen Gewalt ein Ende bereitete. Forster hat an die Möglichkeit einer Weltrevolution geglaubt und sich für den Abfall der Rheinlande vom Reich erklärt, dessen brüchige Verfassung und politisch-militärisch schlechte Lage im

Winter 1792 dem völligen Zusammenbruch nahe schien. Die Stunde war gekommen, die Völker aller Länder zu vereinen.

Im April 1793 ging Forster als Deputierter des rheinischen Konventes nach Paris und erklärte im Nationalkonvent den Anschluß an Frankreich.

Aber einige Monate später fiel Mainz in kaiserliche Hände, das alte Regime wurde wieder hergestellt, und an den gefangenen Revolutionären nahm man schamlose Rache.

Forster hat Frankreich außer einigen Tagen im Winter 1793 nicht wieder verlassen. Sein Glaube an die Existenzberechtigung und die Notwendigkeit der Revolution war unerschüttert und hat den Anblick der widerlichen Parteizwiste wie der Guillotinegreuel ertragen. Er sah, daß man nicht anders handeln könne, wenn etwas Bleibendes herauskommen solle. Allerdings hat er den Mut verloren, sich aktiv an der Revolution zu beteiligen, er war nicht der Mann, Massen zu lenken, und war zu fein organisiert, um Parteirankünen zu ertragen. Schließlich war er auch in Paris ein Ausländer und konnte keine Rolle spielen, man hat ihn zum Mitglied einer Militärmission ernannt und ihm die Angelegenheiten des Gefangenenaustausches in Nordfrankreich übertragen.

Die Franzosen sind ihm die Märtyrer für das Wohl der Menschheit geblieben, die Revolution war ihm auch jetzt noch eines der größten Mittel des Schicksals, notwendige Veränderungen im Menschheitsleben hervorzubringen. Er hat weniger an die Allmacht des Menschen geglaubt, sein Schicksal zu bestimmen, er ist jetzt beinahe Fatalist geworden und hat an die Allmacht des Schicksals über den Menschen geglaubt. Er war von der Notwendigkeit alles Geschehens überzeugt. Der Mensch kann nichts tun als vernunftgemäß „Moralität" in den Gang der Begebenheiten bringen. Im Herbst 1793 nahm Forster noch den sozialistischen Charakter wahr, der sich kundzugeben

begann und schrieb, man dürfe sich seine Güter nicht nehmen lassen, sondern müsse sie hingeben, bald werde das Volk Eigentümer des gesamten Besitzes sein und es werde „Familienschaft" in einem Haufen von 40 Millionen Menschen herrschen.

„Die Lava der Revolution fließt majestätisch und schont nichts mehr. Wer vermag sie abzugraben?"

Er ist am 12. Januar 1794 in Paris gestorben — verlassen — im Elend — nach furchtbaren Leiden. In seinen letzten Briefen schrieb er: „Kein armseliger Beweggrund warf mich in die tätige Laufbahn — ich müßte lügen — wer kaufte mir das Bewußtsein ab, meine Grundsätze verleugnet zu haben?"

*

In Deutschland lästerten die meisten seinen Namen. Und nur Caroline, die Forster in den Mainzer Tagen sehr vertraut gewesen war, schrieb: „Bey Forsters Tode war mir, als hätt' ich ein Kind in den Schlaf gewiegt."

Wieland Herzfelde:

RAJAH

Zu Zunder dorrt mein Mund,
Der Augen Lider klaffen,
Stumpf klopfte sich mein Herz nach einem Quell:
Versteinerung ringsum,
Sandbänke,
In die das Atemsegel fest mich rammt;
Morgen- und Abendstern sind mir die Fäuste,
Dolchklingen sprießen unter meinen Füßen,
Ich bin der Blitzableiter der Verzweiflung. —

Von trübem Glas umschlossne Orchidee
Treibst Rajah du im Schlamm des Toten Meeres
Vorüber an den Klippen meiner Pulse;
Der Dämmerkerker droht dich zu ersticken
Anschwillt Verwesungsgift den Körper schon.

O Rajah, Rajah!
Laß mich an meiner Schultern steiler Küste
Die Flaschenpost zerschmettern,
Laß weiter nicht die Wellen dich scheintot wiegen!

Nahend mir — strebst du zurück:
Müde der Meeresöde —
Sträubst vorm Erwachen
Auf meinen Ufern du dich,
Zitternd, ob Nahrung und Halt mein Erdreich dir gebe,
Ob nicht der bittre Wellenschlag,
Stärkerer Pflanzen Wuchs dich töte.

Rajah: alle Wurzeln säugt mein Blut,
Die in die Insel meiner Brust sich weben,
Auf allen Blüten, die sich ihm eröffnen,
Glänzt meiner Blicke blauer Morgentau,
Kein winziges Blatt, das ihn erharrt,
Läßt meiner Hände Kosewind erschlaffen;
Und niemals stürzt,
Was je mein Felsenarm umschloß.

Doch Rajah — farblos, brach liegt meines Lächelns Tal.

Eduard Lachmann:

FLANDERN 1917

Geschrieben unweit Gent im Juli 1917

I.

Mit einer Wolke fange ich an. Windgebauscht hält sie am Giebel, eine Fanfare im Blau des Himmels, Segel unsichtbaren Schiffes, Bild des Wanderns, wirft sie den Widerschein ihres Schicksals in die dörfliche Abgeschiedenheit ländlichen Bezirks. Den Kanal entlang ist sie hierher gereist, vom Meere, alle großen Dinge des Meeres spiegelnd im ungetrübten Weiß: Schiffe und Masten, den Flug der Möven, des Kielwassers schlurfendes Dreieck. Und die Wellen mit den gelblich-weißen Kronen, die Unendlichkeit des Himmels, die große Einsamkeit.

Unberührt davon ruht das Dorf in seinen tausend Jahren. Zwischen den zwei Städten hängt es in den Angeln der beiden Namen, die von Größe und Ruhm schwer sind wie von Tod und Untergang. Eine ländliche Versammlung um einen Kirchturm in dem Gewirr der Felder und Wiesen, eingeschlossen in das Geäst der Bäume, die einzeln und in kleinen Gruppen sie umstehen. Heute, bei klarstem Wetter, muß man von der Spitze des Turms den Flimmer der Städte ahnen können in dem flachen Lande, so nahe liegt das Dorf zu beiden und ist doch unteilhaft geblieben ihres Glanzes ehedem und ihres Sterbens in der Zeit.

II.

Aus südlichen Tiefen kamen wir, von den Treppenstufen östlichen Meeres und dem großen Kreisen der Sonne. Über die Berge, in eilig geschwungenem Bogen durch das Herzstück festen Landes. In gläsernes Weiß und Blau, in sprödes Wintergeheimnis hinein reitet der Zug. Doch bei den ersten Schritten schon in die Landschaft der weiten Räume, der Pappelreihen ein Lösen und Erkennen. Wunderliche Namen an den Häusern des Dorfes greifen ans Herz, es ist Heimkehr und Wiedersehen.

Eingang zu dem Schauen, Kämpfen, Überwinden war flandrische Erde gewesen. Sie hatte den ersten Schutz geboten, in ihren lehmigen Gräben hatte man die Vernichtung und den Tod erfahren zum ersten Male. Der späte Herbst fiel mit dem Beginn des ewigen Herbstes zusammen in die breite, unheroische Gelassenheit dieses Landes.

Dazwischen liegen jetzt zwei Jahre Hetze und Jagd, ein Übermaß von Gesichten und Geschehen, im Chaos übereinander getürmt: kurische weiße Nächte und Sternhimmel des Südens, unbegrenztes ebenes Land und Bergkämme mit ewigem Schnee, erdbraune Hütten, eng zusammengeworfene Siedelungen und der weiße Prunk unwirklicher Städte. Über allem aber der Ausbund elementarster Gewalten, Sturm und Eis, ungehemmter Stoß des Frühlings, wild wuchernde Sommerüberfülle, tiefste Gluten des Herbstes in endlosen Morästen, zweimal auf- und niedergehend über dem stumpfen Einerlei eines unerweckten Daseins.

Wo ist Ende, wo Halt? Berge stürzen ein, Bäume und Häuser werden zerschlagen, und das Feuer frißt die Halme. Zu Scharen treibt der Mensch durch Land und Gezeiten, weggerissen wird der Freund von seiner Seite, das Tier unter ihm, Schicksal ist maßloses Wandern. In einer Wiesenblume am vergessenen Rain, in dem herbstlichen Blätterfall unter einsamer Birke irgendwo, in dem Wiederschein der Sterne im Wasser tiefen Brunnens verblieb ihm das Antlitz der ewigen Welt.

Ein Tor öffnet sich, ein entschwundenes Leben grüßt herauf, ein Wunder begibt sich.

III.

Die gläsernen Paläste stürtzen zusammen vor der Wucht heimlichen Stoßes. Splitter und Scherben ward die weiße Pracht, Braun liegen die Felder, der graue Himmel preßt sich über ihnen. Es regnete viel. Nun ist es trocken geworden. Die Wege sind lind, die Dinge der Landschaft schimmern im feuchten Glanze des Emails. Schleier hängen um Haus und Baum, alles Weiß hat den gedämpften Schein des Elfenbeins. Das sind die frühen Abende, die sich länger dehnen, die Kinder haben ihre Spiele im Freien entdeckt, lärmen, springen über das geschwungene Seil. Kreisel tanzen von Pflasterstein zu Pflasterstein über die verräterische Furche, die Mädchen haben die Klöppelkissen vors Haus gerückt und beschwören mit gespreizten Fingern die wirrenden Fäden. Die Burschen, die Mützen im Genick, die Hände in den Hosentaschen, lehnen an der wärmenden Mauer. Die Kleinsten, zu zwei und zwei, klappern mit den Holzschuhen über die Straße.

Eine schwarze, wallende Gestalt mit weißen Schmetterlingsflügeln der Klosterhaube geleitet sie vom Spielen heim. Die Glocke vom Turm tut ihre abendlichen Schläge. Die schöne junge Frau des Gemeindevorstandes liegt im Fenster, schaut sich um. Der Pfarrer sammelt die ihm gebührenden Grüße auf dem Abendspaziergang ein. Blicke, voll des Verlangens, der scheuen Zuneigung und des verhüllten Begehrens leuchten auf, finden sich.

IV.

Szenenwechsel. Die Kulissen verschieben sich ein wenig. Für ein paar Tage fließt der Kanal, steht das Schloß, ruht der Park auf ländlicher Bühne. Früh am Morgen zieht *Albert* die Jalousien nach dem Garten zu herunter, denn es wird ein heißer Tag. An dem runden Tisch in der Halle trägt er das Frühstück auf, mit absoluter, gefesselter Aufmerksamkeit reicht er Milch und Zucker, die kleinen Augen in dem verwaschenen und verfetteten Gesicht verweilen unentwegt auf den darzureichenden Dingen. Dann schlürft er zur Anrichte über den Teppich und klirrt mit dem Silber. Er erkundigt sich höflich nach der Nacht, gibt tröstliche Versicherungen über das Wetter, dem beflissenen gestülpten viereckigen Munde entkullern auf eine Frage hin die *„Oui, Oui, Oui“* oder *„Non, Non, Non“*, ein ungebändigter Tropfenfall.

Wächter und Hüter vergangenen Lebens, das ist *Albert*. Mit der *femme de chambre* und dem Gärtner zusammen dient er den Gesetzen des großen Hauses. Die Augen der Gebieterin wachen vom Bilde her vermahnend über seine Treue. Alles ist geblieben, wie es die Herrschaft im ersten August im Stiche ließ. Auf dem Schreibtisch stecken die letzten Postkarten, die Freimarken des *Royaume belge* und der Kalender mit den angezeigten Namenstagen.

In keiner Weise vermag die Gegenwart *Alberts* Pflichtenkreis zu stören. In blauweiß gestreifter Hose regiert er. Zum Auftragen legt er die weiße Binde um. Es ist Besuch im Haus, nichts weiter. Alte Gastlichkeit ist zu üben. Die Fremdenzimmer sind bereit.

Gleißend liegt die Sonne auf den Glasdächern der Treibhäuser. Glühende Luft brütet unter ihnen um die kleinen, grünen Trauben der Weinstöcke. Der Gärtner pflanzt und schaufelt in der feinen schwarzbraunen Erde der Beete. Die Salatstauden rollen die breiten Blätter auf, die Spargel- und Gemüsebeete sind zur frühen Ernte reif, Erdbeeren säumen die Wege.

Ein Wink *Alberts*, und der Gärtner bringt im Korbe die Köstlichkeiten zur Küche. So lohnt Natur die stillen Menschen für die unermüdliche Liebe und Sorgfalt, die sie umsonst und doch nicht umsonst an den Altären ihrer kleinen Hausgötter zum Opfer bringen.

Um das Schloß das Grün der Wiesen und des hohen Korns. Ein Pfau schreit mißtönig durch die heiße Luft, Rinder weiden, nicht ferne steht in scharfen, geraden Rändern der große Kanal. Selten erhebt sich aus der Ferne Sirenenton, dann treten die Männer an das Werk der weißen Brücke. Sie löst sich von den Ufern und stellt sich langsam in die Fahrtrichtung ein. Kleiner Schleppdampfer zieht die Kähne durch das Wasser. Stolze, mächtige Kähne. Spitz schneidet der Bug ein, sich in sanfter Kurve ausbauchend, und hinten laufen die Linien in schön gewölbten Bogen nach oben, das Steuer tragend und das ganze Heck hoch hinauf hebend. Dort sind die Kajüten und das Sommerdeck mit Gartenstühlen und Oleanderbäumen. Ein Knabe schaukelt wild auf einem Seilpaar hin und her. Braune Männer stehen am großen Rad, schauen teilnahmlos herüber. Frauen putzen die Fenster, arbeiten für die Küche in die Schürze.

Wenn die Wege im sanften Licht liegen, treten die Männer aus den Häusern und spielen ihr Spiel mit den Holzkugeln, *Boldren* nennen sie es. In einer steilen Schleife gilt es, das Holz an den Pfahl zu schleudern, mit Eifer und stiller Wut sind alte und junge dabei. Die Frauen und die Jüngsten sitzen auf Bänken, sehen zu. Der Spieler faßt das Holz, bückt sich, spannt sich, tritt nach hinten gegen ein eingebildetes Hindernis, bereitet sich zum Schwung. Er wirft. In die Stille platzt Gelächter oder ein anerkennendes Wort. Oder Streit facht auf, verglimmt.

Die Nacht kommt, ohne Sterne. Mit hellem Himmel und tausendstimmigen Geräuschen.

V.

Aus Bauernhöfen ist die kleine Stadt emporgewachsen. Mit ihren Gevierten umgeben sie den Häuserkern. Ein Giebel klebt am andern, sie bedachen die einstöckige Welt des kleinen Handwerkers oder Krämers, des Holzschuhschnitzers, des Bäckers, des Metzgers. Zwei Stuben zu ebener Erde, darüber die Schlafkammern. Jedes dritte Haus ist ein Estaminet mit mechanischem Orgelspiel, das am Sonntag mit Gekreisch die eiligen Rhythmen der Tänze donnert. Wie die Bären springen dazu die ungeschlachten Riesen der bäuerlichen Jugend, die Mädchen stehen an der Wand und umfassen sich seltener.

Fünf bis sechs hohe, weiße Häuser in der Stadt, für den Notar, den Doktor, den Bürgermeister und für die Browers. Jedes hat einen guten Stall, denn man hat Sinn für Pferde, ein sauberes, bequemes Fremdenzimmer. Ein bis zwei Salons mit Überzügen

über Plüschmöbeln, goldgeköpften Stühlen, Tischchen mit Albums und zahllosen Verwandtenphotographien, glücklichen Hochzeitsbildern, Palmen in Terrakotta.

Hier fand das Chaos keinen Einlaß. Die Schatten, die es hereinwirft, übersieht man geflissentlich. Nur im Blick einer Mutter, die den Sohn an der anderen Front hat, steht Erschütterung und Trauer. Aber im übrigen blieb man unter sich, *en petit comité.* Früh und spät singt die Tochter am Klavier *„comme une rossignole".* Eine Nachtigall des Salons.

Von *Monsieur Blanquart* ist zu erzählen. Er ist *homme du monde,* hat sich von Brüssel hierher geerbt. Er trägt sich ein wenig elegant, stets schwarz mit breiter, weißer Binde, und er hat ein paar Flaschen *Yquem* im Keller, *à la bonne heure.* Bei einer Zigarre erzählt er aus seinem Leben. Die Kaiserin *Eugenie* sah er noch in ihrem Glanze im *Bois de Boulogne.* Die verwickelten Schicksale der Koburger und Habsburger Dynastie, wie sie sich mehrfach verhängnisvoll kreuzten, sind sein Lieblingsthema. *„Leopold II., ce bon régent, mais mauvais père de famille",* freilich nicht ganz ohne Verständnis des Weltmannes, wenn die schnellsprechende, katzenliebende Gattin das Zimmer verlassen hat.

Er bedauert die lästigen Geschäfte, die ihn von seinen Spaziergängen und alten Freunden auf den geliebten Brüsseler Boulevards fernhalten. Richtig, der Krieg — *mon dieu,* er hat auch ihn manches gekostet, aber er steht darüber, hat er doch schon zu viele erlebt, um nicht zu wissen, daß sie alle einmal enden.

VI.

Eine große Straße windet sich durch Dorf und Städte. Die Pappelreihen geleiten den Wanderer, bis in östlicher Ferne ein grauer Strahl von Größe und Schwung aufschießt. Gold des Abends liegt auf dem Turm der Kathedrale. Die große Stadt. Das Wasser der Schelde liegt vor ihren Dächern und Türmen. Leer, wo ehedem sich die Schiffe preßten, Rauchfahnen quollen und Lärm war, Tuten, Läuten, Gekreisch von Kapellen, Hast und Bewegtheit des Ladens, Geknirsch von Kränen, das von Geheimnis umwitterte Anlegen der Schiffe am Pier, Heimkehrende, befrachtet mit den Schätzen der Ferne, ihr langsames Loslösen vom Ufer, hinausstoßend ins Unbekannte. Auf den Kais stehen Müßiggänger herum, und nur eine Fähre quert das Wasser. Hier griff die Ferne unmittelbar und machtvoll an das Herz. Kanadische Weizenfelder wogten im Winde, die Wellen des Kongos bespülten

Lianen, in Kaskaden stürzten sie über Felsen hinab, dem Meere sich vermählend. Die Wunder des afrikanischen Kontinents erstrahlten in großer, umfassender Vision. Fast noch mächtiger jetzt, wo die Schiffe fehlen und das Menschenvolk, das in ihren Bäuchen verschwand oder ihnen entquoll. Das lautlose Donnern der Gleichzeitigkeit erschüttert die Wichtigkeit und Bedeutung alles menschlichen Tuns. In dieser Stunde, in diesem Augenblick, da die letzten Strahlen die Lettern der Auswandererhotels überglühen, brennt irgendwo die Wüste, verkriecht sich ein Buschmann im Dorn, schleicht das Getier zum Wasserort, zittert der Schatten einer Palme im ersten Morgenstrahl, verläuft sich eine Welle im unersättlichen Strande einsamer Inselküste. Zu vergeblichem Rausch peitscht der tote Hafen den ernüchterten Sinn.

Verödet ist die Kette der Kneipen im Hafenviertel, kein Grammophon orgelt über trunkenem Stimmengewirr, keine Dirne linzt nach brauner Brust, der wiegende Schatten des Seemannsgangs geistert nur in der Erinnerung um die Ecke dunkelnder Gassen. In den Binnenhäfen erstarren die Rümpfe der gefesselten Schiffe, nur in der durchscheinenden Weite der Namen an ihren Leibern verblieb ein Hauch ihres Schicksals.

Dahinter die Stadt. Mit der Erstarrung des Hafens ist auch sie zur Ader gelassen, es ist nur das halbe oder viertel Leben, das in den breiten, schönen Straßen, in den eleganten Läden und in den großen, etwas gleichgültigen Häusern nach der Regel geht.

Unsichtbar, aber streng geschieden schimmert dazwischen das versunkene Antwerpen hervor. Die Gildenhäuser, *Plantins* Hof, der Kathedrale überirdischer Windstrom befreiten Glanzes und erkämpfter Höhe sind herrlich wie am ersten Tag. Segnend breitet im Wald der schlanken Schäfte der Kanzelbaum sein Geäst, überreich im Blattwerk, an Früchten, Tieren, Engeln, ein franziskanischer Lobgesang der Schöpfung. Steht die Reihe der Beichtstühle, abgesetzte Sänften reicher Bürgerfrauen, spröder Schönen. Brokat und Purpur überquellen die lustvoll geschweiften Formen. Man gab sich ein Stelldichein mit seinem Gott, es war ein familiäres Verhältnis, der Platz in der Kirche gehörte zum Haushalt, die Gewissen waren alles andere als dumpf und bedrückt.

Aus der Höhe bricht das Licht durch die farbenglühenden Fenster. Alter Geschlechter Ruhm. Der Marmor lebt mit der Glut und Inbrunst seines Schöpfers durch alle Zeiten. An dem Grabe des großen Bürgers Rubens klingt deutsche Weise. Aus den Meistersingern.

VII.

Die Zeit ist um. Der Kreis der drei Jahre schließt in der Idylle. Melancholie des Sommerregens in kleiner Stadt vor geöffnetem Fenster, Gehall von Tritten und einzelnen Worten, vom Pflaster aufklirrend, leise Frage, was nun? Da leuchtet Feuerschein in westlicher Ferne, erschüttert Donner die Stille, ein neues Rad hebt sich aus ungewisser Zukunft, die ersten Speichen wiederum getaucht in Blut und Hinsterben, durch malmendes Chaos schreitend. Von neuem will sich das Wirrsal entfalten, ein Abschied steht bevor, auch von diesen Blättern. Aber ein Stern ist aufgegangen am dunkelen Himmel Gewißheit und Sicherheit gab die übergroße Welt der Gesetze, in der kleinen Welt dieses Sommers neu erfühlt. In dem in sich ruhenden Kreis ländlichen Lebens, immer gleich von Anbeginn, im treuen Dienen eines Menschen vor gestürzten Göttern, selbst in der niedrigsten Form, im kleinen, stickigen Bourgeois, hat sich das Ewig-Menschliche enthüllt. Es steht aufgereckt zu seinen Gipfeln da in den geschichtlichen Denkmalen dieses breiten, starken flamischen Volkes. Das leerlaufende Gehäuse der ehemals zum Höchstmaß gesteigerten Betriebsamkeit, Symbol steter Unrast und Sehnsucht nach Ferne und Glück, dahinter der unerfüllbare gewaltige Kontur des Planeten, das umreißt seine Grenzen. Und ungerührt ziehen Wolke und Wind über das Bild, im unendlichen Gleichmaß steigen auf und nieder die Zeiten des Jahres —

wir wollen nicht vergessen, Kriton, dem Asklepios einen Hahn zu opfern.

Heimar Schilling:

AUF EUREN STIRNEN, BRÜDER . . .

Auf euren Stirnen, Brüder, lag die Krone der Erfüllung,
prophetisch Ernst der neuen Menschheitsfülle. —
Auf euren Mündern schwebte der untrügliche Gedanke,
o rauher Ruf, o ungeschliffnes Wort, im Herzen tausendfach und wahr geboren.

In euren Händen lag — apokalyptisches Gewehr — die richtende
der, entfachter Flügel, [Gewalt des Geistes,
hinstrich über der rufzerwühlten Stätte.

O Tag, o du Novembernacht, Gebärerin von klingenden Jahrtausenden.

Dir, junger Freund, dem ernst Verantwortung von hoher Braue
dir, Proletarier, der Mensch nun naht [strahlt,
dem Sinn, Gewalt und Recht,
dir, Geist, o Trug und Lockung — dir, du schöpferische Flamme der Empörung,
dir gilt mein Wort, Revolutions- und Menschheitstag. —

Hört, hört, die Glocke tönt,
die Morgensonne fällt von blutigen Dächern,
der Tag bricht an! . . .

Köln, 9. November 1918

LESEBUCH

R. B. Cunninghame-Graham.

DER VIERTE KÖNIG

Irgend ein alter Schriftsteller — die Araber fangen gewöhnlich mit „Irgendeiner" an — überliefert uns die Geschichte seines Lebens und seiner Wunder. Balthasar, Caspar und Melchior waren, so erzählt er, Könige in Babylon. Wie Babylon zu diesem Überfluß an Königen kam, verrät er uns nicht, selbst wenn er es wußte. Jedenfalls war es so; denn alle drei trugen Kronen und reiche hermelinverbrämte Gewänder, alle hatten sie edle arabische Rosse mit gazellenschlanken Beinen, fliegenden Schweifen, mit Köpfen wie Pfauen, feurig blitzenden Augen, kurz — Fabeltiere. Und Myrrhen und Weihrauch hatten sie, Geschmeide und Rauchwerk, Waffen und kostbares Gerät: was eben nur dazu gehört. All das ist auch auf den Gemälden alter Meister zu sehen: die zimtfarbenen und blaßgrünen Pferde, Farben, die einem königlichen Gestüt wohl anstehen, und die so gut zusammengehen mit dem blaßblauen Landschaften umbrischer Maler, jener Maler, die allein die wahre Vision der Könige hatten. Daß einer von ihnen schwarz war, machte den Malern gar nichts aus, im Gegenteil, es half und gab einen wirksamen Kontrast zu den blassen gelben Gesichtern der anderen zwei.

Also die Könige saßen in ihrem Palast, bei gewohnten Beschäftigungen: sie übten Ungerechtigkeit und sahen dem Spiel ihrer Tänzerinnen zu. Plötzlich drang seltsame Kunde in die Stadt. Hirten, auf dem Felde bei ihren Herden wachend, die Hunde zur Seite, die Gedanken zum Himmel gerichtet — wie eben solche Leute sind, und weshalb ihnen auch so oft die Schafe verloren gehen — hatten einen wunderbaren Stern gesehen. Glanzvoll und strahlend gleich dem Sirius, roter als der Aldebaran, leuchtender als Zuben-el-Chamali oder Altair glänzte das Gestirn am Himmel. Rings herum war weiter Raum, als wüßten die anderen Sterne, daß sie nicht würdig waren, seine Strahlen zu empfangen. Und den Hirten dünkte es, daß der Stern, ihnen

winkend, sich nach Westen bewegte, und sie aufforderte, ihm zu folgen. Nacht für Nacht erschien das Gestirn am gleichen Ort, gerade ihnen zu Häupten. Endlich fanden sie nach Schäferart an der Sache etwas wunderbares, verließen ihre Herden, denn was bedeuteten schließlich ein paar Schafe gegen solch strahlendes Gestirn — und zogen aus, einen Weisen zu befragen.

Nach langem Nachdenken und Prüfen des Falles fand der die Lösung: Ein mächtiger Prophet würde geboren werden, der die Bedrückten aufrichten, Unrecht gut machen, die Mächtigen niederwerfen und die rauhen Pfade ebnen würde, der der Streiter für die Schwachen sein würde über die ganze Erde. Sie sollten nur dem Sterne folgen, er würde ihnen den rechten Weg weisen.

Dazu konnten sich die Hirten aber nicht entschließen. Und sie gingen nach Babylon, zogen durch die Straßen und erzählten einem jeden, den sie trafen, was sie gesehen und gehört hatten. Nach und nach erfüllte die Kunde alle Geister. Im Bazar und auf dem Markte in den Fondaks, den Gewölben der Kaufleute und in den Karawansereien wuchs das wundersame Gerücht. Ganz zuletzt, wie das immer so geht, heute so gut wie in Babylon, drang es durch die Pforten des Palastes. Die Könige waren sofort Feuer und Flamme. Entweder weil sie voller Glauben waren und das Unrecht haßten, was bei Leuten in ihrer Stellung ja nur selbstverständlich wäre, oder aber wurden sie gedrängt von jener Sucht nach Veränderung, die das Blut der Könige antreibt, wie die Phantasie den Dichter.

Sie stiegen zu Roß, und zogen aus mit dem reiche Geschenke tragenden Gefolge, das die umbrischen Maler uns so oft im Mittelgrund ihrer Bilder gezeigt haben. — Die ganze Welt kennt die Geschichte ihrer Fahrt. Wie sie dem Stern folgten über weite Ebenen, durch die Schluchten der Berge, über reißende Flüsse, wie der Stern dann stille stand über dem Stall, in dem Ochs und Eselein mit ihrem kleeduftenden Atem einen Heiligenschein um das Kind in der Krippe woben. Den Königen ward ihr Lohn sogleich zu Teil, denn was sie glaubten, wurde Wirklichkeit, und das geschieht auch den Gläubigsten nur selten. Man wird die Heiligen drei Könige lieben, so lange die Menschen von ihrer Fahrt lesen, so lange es Glauben gibt und Sterne und Hirten bei ihren Herden auf dem Felde. Sie sahen, wie der menschgewordene Gott geboren war, sahen es, beteten an und wurden unsterblich. Aber der vierte König, der am Wege verweilte und den gottgewordenen Menschen sah, der bliebe vergessen und unbekannt, wenn nicht einmal einer wie ein Taucher Perlen aus den unbefahrenen Gewässern alter Chroniken heraufholt.

Daß Nicanors Name in Dunkel und Vergessenheit blieb, während Caspar, Balthasar und Melchior noch heute in aller Munde sind, ist vielleicht natürlich, denn sie hat ihr Glaube gerechtfertigt, und Glaube ist die wahre königliche Straße zum Ruhm. König Nicanor aber wandelte den Weg, den von Anbeginn an unendlich viele wandelten, der Millionen Füße zerrissen hat. Und ward natürlich vergessen von den Menschen.

Und so trug sich alles zu:

Als die drei Könige suchend ins Land zogen, mußte König Nicanor zurückbleiben, weil sein Pferd ein Eisen verloren hatte. Und als der chaldäische Schmied es endlich nach langem Hin- und Her beschlagen hatte, denn damals wie noch heute war in einer Schmiede nichts bereit und kein einziges Eisen passend zu finden, da waren Balthasar, Melchior und Caspar verschwunden. Und die Nacht brach herein. Nicanor wollte dennoch die Fahrt beginnen; und als weiser Mann aus dem Osten, wo die Leute genau wissen, wie gut es ist, am ersten Reisetage wenigstens eine Meile außerhalb der Stadtmauern zu lagern, setzte er sich zu Pferde, ritt nach Westen hinaus aus dem großen Hufeisentor, etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang. Das Lager wurde an einer breiten Furt aufgeschlagen. Palmen säumten den Fluß, dessen Bett Schlamm und Steine in verschiedene Kanäle teilten; jahrhundertelang hatten Kamele und Maulesel am Flußübergang eine tiefe Furche ausgetreten und die herunterhängenden Füße der Reiter berührten den Boden wenn sie auf stolperndem Pferde zum Fluß ritten. Junge Dattelpalmen auf sandigem Boden wehrten sich gegen die Tiere, die im Vorüberziehen an ihnen zu naschen versuchten. Vor der orangefarbenen, fast rosigen Ferne standen die Palmen am anderen Ufer des Flusses und zeigten jeden Knoten an ihrem Stamm, die Blätter zitterten in der dünnen Luft mit einem leise knarrenden Geräusch, so ganz anders wie das Flüstern nordischer Eichen und Buchen. Weißgebleichte Knochen, hier und da ein Schädel, zeigten die Stelle, wo ein Lasttier von seiner Mühsal erlöst war. Ringsherum wurde das spärliche Gras dann grüner und Myriaden von Insekten krochen zwischen den vertrockneten Gebeinen umher.

Aufrecht sitzt Nicanor im Sattel, das eine Bein über den Nacken des Tieres, die langen Zügel am Boden schleifend. Ab und zu neigt das Pferd den Kopf und reißt ein paar Grasbüchel aus. Der König läßt das Lager errichten. Schnell werden die Lasten vom Rücken der Tiere gehoben und wie durch Zauber erheben sich die Zelte. Der Boden ist mit kleinen Blüten besät: ein Widerschein des Himmels voll blumiger Sterne.

Der Ruf zum Abendgebet erschallt, das sicher nicht erst Mohameds Hirn entsprungen ist, ist es doch eine Notwendigkeit nach dem täglichen Kampf mit der Sonne. Einen Augenblick lang liegt das ganze Lager auf den Knieen und jeder dankt seinem Gott für die Abendkühle.

Langsam stieg Nicanor vom Roß; ein schwarzer Sklave band es an das Kamelshaarseil, das sich zwischen zwei Pfähle vor des Königs Zelt spannte. Wie eine Insel hob sich der hohe Sattel vom tiefblauen Himmel, nichts unterbrach die Linie des südlichen Horizontes als Zelte und grasende Tiere.

Nachdenklich saß der König vor seinem Zelt, seine Gedanken waren bei dem wunderbaren Stern, von dem die Hirten Kunde gebracht hatten und er war fest entschlossen, beim ersten Morgengrauen aufzubrechen, um die Gefährten einzuholen.

Plötzlich treten drei oder vier Gestalten unter den Palmen hervor. Langsam schleppen sie sich über den Sandboden, stellen sich vor ihm auf und weisen in stummer Verzweiflung nach oben. Der Hunger hatte ihre Gestalten verwüstet, so daß sie kaum noch menschenähnlich genannt werden konnten. Die eingesunkenen Leiber und herausstehenden Rippen ließen sie aussehen wie versteinerte Fische in einem Kohlenlager. Arme und Beine konnten die schweren Füße und Hände nicht mehr tragen. Bis auf einen schmutzigen Fetzen um die Lenden waren sie nackt wie die Gerippe, und vertrocknete Zungen lagen rauh und hart hinter ausgedörrten Lippen.

Wie verzaubert starrt der König sie an. Vergessen ist Wunder, Stern und Prophet vor dem Schrecken der Gegenwart. Von allen Seiten tauchen sie auf, dünne schlotternde Gestalten, aus den Vertiefungen des Sandes, aus der Wirrnis dornigen Gestrüpps, und taumeln zu seinem Zelt. Frauen halten elende Kinder bei der Hand, jämmerliche Knaben führen Greise, und eine alte Hexe weist auf allen Vieren kriechend, mit knochigem Finger gen Himmel. Keiner spricht, aber der stumme Blick der verängsteten Augen erfüllt die Seele mit Grauen. Kaum der Worte mächtig, ruft der König nach Brot, bricht es mit seinen Leuten in Stücke, feuchtet es mit Wasser und reicht es den Reihen hin. Wie durch Zauber verschwindet es, aber die Masse wird immer größer. Und beim Licht des Mondes erschienen die verhungerten Menschen wie ein Rudel Wölfe, das einsame Wanderer überfallen hat. Einige reißen den Pferden und Mauleseln die Gerste weg, andere kämpfen wie hungernde Hunde um die Krumen. König Nicanor rief nach seinen Leuten und sandte zwei nach der Stadt zurück um brotbeladene Lasttiere zu holen, denn die Menge wuchs, als

bringe der Sand Menschen hervor. Die Ladung verschwand fast so schnell als hätte man sie in die See geworfen. Die Nacht entwich und der erste Morgenschein fand noch den König und sein Zelt umlagert von den Hungernden. Einige Tage vergingen, dann waren die Armen verschwunden, ebenso schnell wie sie gekommen waren, fortlebend nur in des Weisen Seele. Nach eines Tages Rast machte er sich wieder auf den Weg. Bei Sonnenaufgang schlug er sein Zelt auf und wie er weiter gen Westen zog, kehrten seine Gedanken zurück zu der Geburt des großen Propheten, dem wunderbaren Stern und zu seinen Freunden, die er bald am Ziel ihrer Fahrt vermutete.

Manchmal bedauerte er die Verzögerung, die das hungernde Volk hervorgerufen, und dann wieder dachte er, wenn der künftige Prophet gekommen wäre, die Sorgen der Welt zu lindern, die Nackten zu kleiden, die Kranken zu heilen und die Hungrigen zu speisen, daß er wenigstens den schwachen Versuch gemacht, es ihm gleich zu tun, wenn auch ohne göttliche Eingebung. Und daß es noch so viel Gutes auf Erden zu tun gab während der Kindheit des Großen, dessen Geburt er zu sehen hoffte.

So ritt er weiter. Fand hier einen Blinden und dort einen entmutigten Wanderer neben seinem sterbenden Pferd. Für alle fand er Zeit, und wenn er in eine Stadt kam, war sein Ruhm ihm schon vorausgeeilt. Lahme und Kranke, jene, denen man die Augen ausgebrannt hatte für Diebstähle, andere, die Fuß oder Hand verloren, schwärmten herbei, um Erbarmen flehend, und zeigten, daß Gerechtigkeit ihr Ohr dem Mitleid verschließt und ihr Auge der Tatsache.

Oder auf weiter Ebene, an einsamer Hütte, inmitten fedriger Palmgruppen, erschien ein Unglücklicher, hing sich fest an seine Sporen und rief: „Bei Euch ist meine Zuflucht." Und er hielt an, um dessen Sache zu untersuchen.

Obgleich er wußte, daß der Prophet inzwischen zum Jüngling, zum Manne herangewachsen sein mußte, eilte er, sobald er den Sorgen seiner Pilgerfahrt entrinnen konnte, weiter nach Westen. Durch die Glut der Wüste arbeitete er sich, von Erscheinungen genarrt, mit brennender Stirn. Über Gebirgspässe, wo der Frost ihm Sporen und Stiefel zusammenschmiedete. Wie eben Menschen einem Ziel nachjagen, von dem sie wissen, daß es unmöglich ist, es zu erreichen, unbewußt, daß sie es in sich tragen vom ersten Tag an. —

Jahre vergingen. Keines der Tiere, die er von Babylon mitgebracht hatte, blieb am Leben! Einige endeten am Wege,

andere starben vor Altersschwäche bei den vielen Unterbrechungen, die irgendeine Ungerechtigkeit in irgend einer Stadt ihm auferlegte. Und so verweilend, bemüht Gutes zu tun, hörte er dann und wann von dem Propheten, dessen Geburt er einst beizuwohnen gehofft hatte. Und wenn er die Nachrichten hörte, kam es wie Fieber über ihn, das Verlangen, ihn vor seinem Tode noch zu sehen.

Der Flug der Zeit war an Nicanor nicht spurlos vorübergegangen. Aus dem schlanken glücksfrohen König, der vor so viel Jahren Babylon verlassen hatte, jung, sorglos, das Herz voller Hoffnungen, war ein wetterharter Mann geworden, grau und sorgenschwer, mit einem Zug von Wachsamkeit, wie er denen eigen ist, die ihr Leben auf der Landstraße zubringen. Sein Pferd, ein dunkler Brauner aus Keheilon Geblüt, hatte er von einem alten Beduinenhäuptling bei Boalbed erhalten, dessen Leben er während der Pest gepflegt. Kein ander Roß in ganz Irak konnte mit seinem verglichen werden. Weder an Gestalt noch Blut. Volle runde Augen, kleine Luxohren, runde harte Füße, die breite Stirn, die seidene Mähne, der Schweif wie eine Palme, die Rinne am Rückgrat entlang, die, wie der Araber sagt, den Ton sammeln konnte, machten es zum Urbild des wahrhaft edlen Rosses, allein würdig, einen König zu tragen. Die Jahre hatten König Nicanor selbst nicht viel anhaben können. Sein Gang blieb aufrecht, wenn auch das Haar an den Schläfen leicht ergraut war, und er hatte eine Würde, wie viele Orientalen in mittleren Jahren sie scheinbar durch Willensanstrengung erreichen. Die meisten seines Gefolges waren umgekehrt oder gestorben. Mit Ausnahme von ein paar Leuten, die in langem Umgang mit ihrem Herrn seine Ideen in sich aufgenommen hatten, oder aber, die das Leben auf der Landstraße zu lieblich fanden, um es mit engen Stadtmauern zu vertauschen. Die die Sonne aufgehen sahen weit hinter der Bergeskette und wieder versinken am Abend, spurlos, wie ein Stein im Wasser verschwindet.

Hin und wieder erreichten seltsame Gerüchte den wandernden König von dem, was in dem Lande vor sich ging, um dessentwillen er die Heimat verlassen. Wie der Prophet, der gekommen war, eine Rotte von Fischersleuten, Verstoßenen, Hirten und Weibern um sich versammelt hatte, die, wie es schien, ihm folgten, nicht um ein Königreich zu finden, sondern um seinen Worten zu lauschen an einsamen Plätzen oder auf Bergeshöhen.

Viel grübelte er über die Nachrichten, hielt erst den Propheten für wahnsinnig, und dann, als er mehr über den Fall nachdachte, fand er doch mehr oder weniger Ähnlichkeit mit seiner eigenen

Art zu leben, natürlich mit dem Unterschied der Stellung, die sie in der Welt einnahmen.

Endlich – denn selbst im Osten neigen sich alle Dinge einmal dem Ende zu — fand er sich dicht vor den Toren Jerusalems. Auf einem Hügel, von dem man über die Stadt hinsah, zwischen einem Brunnen und einem Olivengehölz schlug er sein Zelt auf. Als er so dasaß, nach so viel Jahren und auf die Stadt hinunterstarrte, in der der Prophet leben sollte, dessen wundersame Geburt, angekündigt durch den strahlenden Stern ihm in seinen jungen Jahren von Babylon fortgelockt hatte, zog sein Leben noch einmal an ihm vorüber. Tief unter ihm lag die Stadt, gebadet in Sonnenglast. Goldener Dunst des Orients verschleierte wankende Paläste und bröckelnde, unkrautumwucherte Mauern, in deren Spalten Eidechsen sich haschten, verwischte Schmutz und Elend und vergoldete die Scherben auf den großen Kehrichthaufen vor den Toren. Ein Meer von Schönheit, über dessen Wassern die federigen Häupter der Palmen sich wiegten.

Nach alter Sitte, die er sich zum Gesetz gemacht hatte, war sein Lager überlaufen von Bettlern, Lahmen und Blinden. Sie alle kamen zu dem Weisen, denn jetzt in Jerusalem war er endlich einer der Weisen aus dem Morgenlande.

Leute brachten ihm die Kunde, daß die Römer, die sich zu Herren der Stadt gemacht hatten, seit jenen Zeiten, wo er ausgezogen war, zwei Diebe hinrichten wollten. Und dann sollte noch einer den Tod erleiden, der, wie sie sagten, sich für einen König ausgegeben hatte.

Nachdem die Bettler gespeist waren, kam ein wandernder Fakir und setzte sich vor das Zelt. Und dann kam eine jener langen Unterhaltungen, die im Osten die Zeitung ersetzen, ja ihnen selbst darin ähnlich sind, daß alle Neuigkeiten je nach Neigung des Erzählers gefärbt sind, gerade wie auch eine Zeitung nichts ist, als ein Spiegelbild ihres Schreibers. Lange sprach der Derwisch über den Zustand Palästinas, über Preise von Brot und Korn, von den Überfällen der Stämme gegeneinander, und zuletzt von der bevorstehenden Hinrichtung. Über die Diebe ging er schnell hinweg; meinte nur, sie seien Söhne von Müttern die nicht nein sagen konnten. Des einen Name sei Dimas, des anderen Gestas, aber wer von beiden so oder so hieße, wisse er nicht. Über den dritten Verurteilten, den sogenannten König, wußte er mehr zu erzählen. „Der, beim Licht der Sonne, der ist ein Mann!“ Und nach und nach kam dann alles heraus, was er von dem Manne wußte, der den Tod erleiden sollte, weil man ihn König nannte. Schon bei seiner Geburt hatten sich Wunder ereignet. Ein Stern hatte

ihn angekündigt. Und drei weise Männer waren aus Morgenland gekommen. „Nur im Morgenland ist Weisheit", bemerkte der Fremde mit einem Ausdruck der keinen Widerspruch zuließ.

Der König, der geduldig zugehört hatte, unterbrach die Erzählung und rief: „Die weisen Männer kenne ich wohl, es sind meine Freunde Caspar, Melchior und Balthasar. Sind sie noch in der Stadt?" Der Derwisch sah ihn an, wie man Leute ansieht die plötzlich ihr Gedächtnis verloren haben. „In der Stadt? So viel ich weiß, waren sie vor 33 Jahren hier und blieben nur eine Nacht." Nicanor strich sich über die Augen. „Vor 33 Jahren. Und mir ist, als sei ich erst gestern ausgezogen. So ist also Euer Prophet, der morgen sterben soll, das Wunderkind von dem die Hirten gestern — ach nein, vor 33 Jahren — erzählt haben? Aber der wollte doch Unrecht gut machen, die Zertretenen aufrichten, wollte die Lahmen gehend, die Blinden sehend machen, die Unterdrücker bekämpfen, wollte ein Schild sein den Schwachen. Ist man denn in Jerusalem für solch Begehren des Todes schuldig?" Wenn dem Fakir schon vorher der Sprecher nicht richtig vorgekommen war, so blickte er ihn jetzt an wie einen Verrückten. „Wo habt Ihr gelebt und wisset nicht, daß solch einer von Anbeginn an nur dieses Schicksal haben konnte?"

„Jetzt seh ich es wohl, auf der Landstraße habe ich gelebt. Hab nirgends lange verweilt, aber manchmal nahm es mich wunder, daß viele mich haßten, wenn ich die Hungernden speiste. Gerade wie der Mann, der morgen sterben soll. Sie sagten, ich täte es um des Ruhmes willen."

Stunden kamen und gingen während sie sprachen. Nach und nach erfuhr der König die Lebensgeschichte des Propheten, hörte von seiner Liebe zur Freiheit, Wahrheit und Gerechtigkeit, von seinem großen Mitleid; wie das Volk, besonders die Niedrigen und Bedrückten ihm anhingen, und von seiner Macht über die Frauen, der Liebenswürdigkeit seines Wesens und wie jeder, der ihn je gehört, dem Zauber seiner Persönlichkeit erlag. Endlich erhob sich der König.

Der dämmernde Morgen wob bleiche, milchige Schleier über das tiefe dunkle Blau der Nacht. „Nun laßt uns zur Ruhe gehen. Das Schicksal hat mir nicht vergönnt, den Neugeborenen zu schauen, den der Stern verkündete, nun kann ich wenigstens sein Sterben sehen. Zwischen Geburt und Tod ist ja nicht ein so großer Unterschied." Das Schicksal aber, das unserer Entschlüsse spottet und wohl weiß, daß wir nur seine Geschöpfe sind, hätte ihm fast auch diese Möglichkeit genommen. Denn am nächsten

Morgen fand er das Zelt umlagert von einer Horde von Bettlern. Man hatte gehört, es war einer gekommen, bald hieß es, ein Narr, bald ein Weiser, der allen Brot gab, die darum baten. Den ganzen Tag verteilte er Almosen und lauschte den Klagen der Armen. Dann bestieg er sein Roß und ritt hinauf nach Golgatha. Dunkel lag über dem Land, als er sich mühevoll den dornigen Weg hinaufarbeitete. Oben auf der Höhe sah er in der Dämmerung drei Gestalten aufgerichtet. Zwei hingen leblos. Der dritte bewegte sich und bat um einen Trunk. Sein langes Haar beschattete die Hälfte von seinem Antlitz. Ein junger Mensch mit einem Essigschwamm auf einem Rohr läuft hinzu und preßt ihn dem Mann in der Mitte zwischen die Lippen. Er trinkt. Ein langes Zittern durchläuft seine Glieder. Dann stößt er einen Schrei aus, so wild und schrecklich, daß der dunkelbraune Keilani des Königs schnaubend sich aufbäumt und wild mit den Vorderbeinen in die Luft schlägt. König Nicanor sah, wie der in der Mitte leblos am Kreuze hing.

Weißes Brett:

STATUTEN DER „CLARTÉ"

GRÜNDUNG—ZWECK

Art. 1. Es wird für unbegrenzte Dauer eine allgemeine Vereinigung gegründet, die den Titel einer „Liga der Solidarität der Geistigen für den Sieg der Internationalität" trägt, aber den Namen „Gruppe Clarté" erhält.

Art. 2. Diese Vereinigung hat den Zweck, in voller Unabhängigkeit die durch ihren Titel bezeichnete Tätigkeit auszuüben.

LEITUNG.

Art. 3. Die „Clarté" wird von einem internationalen Direktionskomitee geleitet, zu dessen Sitz Paris bestimmt wurde, weil es notwendig war, es an dem Ort der ursprünglichen Gründung anzusiedeln. Dieses Direktionskomitee ist allein berechtigt, alle die allgemeine Tätigkeit des Verbandes betreffenden Beschlüsse zu fassen.

Um allen Landesabteilungen (Art. 7) untereinander Gleichberechtigung zu sichern, wird dieses Direktionskomitee proportional der Bedeutung der vertretenen Länder zusammengesetzt.

Dieses Komitee ist ursprünglich gegründet von:

Henri Barbusse, Georg Brandes, Paul Colin, Victor Cyril, Georges Duhamel, Eekhoud, Anatole France, Noël Garnier, Charles Gide, Thomas Hardy, Henry-Jacques, Vincente Blasco Jbanez, Andreas Latzko, Laurent Tailhade, Raymond Lefèbvre, Magdeleine Marx, E.-D. Morel, Edmond Picard, Charles Richet, Jules Romains, René Schickele, Séverine, Upton Sinclair, Steinlen, Vaillant-Couturier, H.-G. Wells, Jsrael Zangwill. Die Mitglieder dieses Komitees können nicht abberufen oder abgesetzt werden. Bei Rücktritt oder Todesfall wird durch Wahl ein Ersatz bestimmt.

Das Komitee ist überdies berechtigt, im Interesse des Bundes weitere Mitglieder heranzuziehen.

Art. 4. Eine Geschäftsstelle des Internationalen Direktionskomitees übernimmt die praktische Ausführung der durch das Komitee gefaßten Beschlüsse.

Sie umfaßt: einen Generalsekretär, drei Schriftführer, einen ersten und einen zweiten Kassierer.

Dieses Büro untersteht der ständigen Kontrolle des internationalen Direktionskomitees.

AUFBAU.

Art. 5. Man wird Mitglied des Bundes durch Annahme der vorliegenden Statuten und durch Zahlung des Mitgliedsbeitrages nach den in Art. 6 genannten Bedingungen.

Der Beitritt als Mitglied wird definitiv erst durch Auslieferung der Mitgliedskarte durch das Internationale Direktionskomitee.

Art. 6. Der jährliche Mitgliedsbeitrag darf nicht geringer sein als 5 Frcs. für aktive Mitglieder, 20 Frcs. für „unterstützende“, 100 Frcs. für „stiftende“, 1000 Frcs. für „gründende“ Mitglieder (oder der entsprechende Wert in jedem Lande).

Jedes Mitglied kann „lebenslängliches Mitglied“ werden, wenn es das zwanzigfache seines Jahresbeitrages erlegt.

Art. 7. Die Mitglieder der Clarté bilden soviele Sektionen, als Länder vertreten sind.

Keine Landessektion kann ohne Bewilligung des internationalen Direktionskomitees gegründet werden.

Das Komitee ist berechtigt, jede Sektion aufzulösen, deren Tätigkeit dem Geist oder den Vorschriften der vorliegenden Statuten widerspricht.

Art. 8. Ein für jede Landessektion bestellter Ausschuß wird die Aufgabe haben, die anzuwendenden Propaganda- und Werbemittel im Einvernehmen mit dem internationalen Direktionskomitee durchzuführen.

Zur Ausführung der gefaßten Beschlüsse wird eine Geschäftsstelle eingerichtet.

Diese besteht aus wenigstens einem Sekretär und einem Kassierer und kann durch weitere Sekretäre und einen Archivar ergänzt werden.

Dieses Komitee kann die Gliederung seiner Sektion in Ortsgruppen verfügen, deren Bezirke es bestimmt.

Keine Ortsgruppe darf ohne Zustimmung des genannten Komitees gegründet werden.

Art. 10. Ein von jeder dieser Gruppen bestellter Ausschuß hat die Aufgabe, die lokale Tätigkeit in Übereinstimmung mit dem Komitee der Sektion durchzuführen. Das (lokale) Komitee errichtet eine Geschäftsstelle, die aus wenigstens einem Sekretär und einem Kassierer besteht. Sie ist das ausführende Organ für die Bestimmungen des Ortsgruppenkomitees.

Art. 11. Alle Mitgliedskarten werden an die Landessektionen von dem internationalen Direktionskomitee ausgegeben, dem ein Fünftel der Mitgliedsbeiträge für die Kosten der allgemeinen Propaganda zufällt.

Jede Landessektion gibt die Karten an die Ortsgruppen aus und erhebt ebenfalls ein Fünftel der Beiträge für die nationale Propaganda.

Das internationale Direktionskomitee ist allein berechtigt, Spenden zum Besten der gesamten Vereinigung entgegenzunehmen.

Art. 12. Die Abfassung dieser Statuten geschah von einem über alle staatlichen Gesetze und Vorschriften erhabenen Gesichtspunkt aus, daher muß jede Landessektion eigene, mit den vorliegenden übereinstimmende Statuten aufstellen, die nur insoweit von diesen abweichen dürfen, als die Gesetze des betreffenden Landes es ausdrücklich nötig machen.

Art. 13. Um ihren moralischen Einfluß und ihre Aktionsmittel zu stärken, kann die Clarté bezw. das internationale Direktionskomitee dem kollektiven Beitritt ganzer Vereine, die gleichen Bestrebungen dienen, zustimmen.

Die Beziehungen zu diesen Vereinigungen werden nach besonderer Übereinkunft geregelt.

GENERALVERSAMMLUNGEN UND KONGRESSE.

Art. 14. Eine ordentliche Generalversammlung der Mitglieder aller Landessektionen wird alljährlich im Januar in einer vom Internationalen Direktionskomitee zu bestimmenden Stadt abgehalten.

Das Komitee hat das Recht, die Generalversammlung außerdem in allen Fällen einzuberufen, wo der Zusammentritt im Interesse des Bundes notwendig erscheint.

Art. 15. Die Generalversammlung nimmt den im Namen des Internationalen Direktionskomitees erstatteten Bericht über die Arbeiten des abgelaufenen Vereinsjahres, die erzielten Resultate und die finanzielle Lage des Bundes entgegen. Sie genehmigt die vorgelegte Abrechnung.

Art. 16. Stimmberechtigt sind nur jene Mitglieder, die ihre Beiträge pünktlich bezahlt haben.

Art. 17. Im Mai jedes Jahres wird für jedes Land ein nationaler Kongreß abgehalten. Außerdem wird im Monat November ein internationaler Kongreß in einer zu bestimmenden Stadt abgehalten.

AUSSCHLUSSBESTIMMUNGEN.

Art. 18. Das Internationale Direktionskomitee und die Komitees der Sektionen haben das Recht, denjenigen auszuschließen, der seine Beiträge nicht bezahlt, sowie solche Mitglieder, die ihnen durch ihre Haltung, Handlungen und Schriften für die moralischen oder materiellen Interessen des Bundes schädlich erscheinen.

ABÄNDERUNG DER STATUTEN.

Art. 19. Abänderungen dieser Statuten können nur auf Vorschlag des Internationalen Direktionskomitees erfolgen. Sie bedürfen der Zustimmung durch die Mehrheit der zur Beschlußfassung einberufenen Generalversammlung. Es stimmen nur die anwesenden Mitglieder.

AUFLÖSUNG.

Art. 20. Falls eine Generalversammlung mit einer Mehrheit von zwei Dritteln der zahlenden Mitglieder die vorzeitige Auflösung beschließt, erfolgt die Aufteilung des Bundesvermögens zu wohltätigen Zwecken, die vom Internationalen Direktionskomitee zu bestimmen sind.

BERICHTIGUNG.

Romain Rolland und Léon Werth bitten mich mitzuteilen, daß sie der Gruppe „Clarté“ nicht angehören.

NACHWORT.

Jetzt erst erhalte ich die Oktobernummer des „Forum“ und lese darin, es sei nicht nötig, den Grund zu verschweigen, warum Romain Rolland sich an „Clarté“ nicht beteilige. In einem Brief an den Herausgeber drücke er ihn selbst so aus:

„Gleich Ihnen ertrage ich keine Kompromisse; gegenwärtig herrscht überall eine Tendenz, die moralischen Defekte dieser letzten fünf Jahre zu vergessen und — infolge Müdigkeit, Schwäche, Kameradschaft — die verdächtigsten Bundesgenossenschaften wieder aufzunehmen. Ich lehne sie für mich ab, solange diese sogenannten Bundesgenossen nicht ihre Aufrichtigkeit bewiesen haben. Und das ist einer von den Gründen, weshalb ich mit mehreren meiner Freunde es abgelehnt habe, mich an der Gruppe „Clarté“ zu beteiligen, in deren Listen ich zuviel Leute sehe, die unsere Ideen mit allen Mitteln bekämpft haben.“

Es handelt sich, wohlverstanden, um die Pariser Gruppe und — um eine *Personenfrage.*

Über „Clarté“ hatte Rolland auch mir geschrieben. Er hatte jedoch hinzugefügt: *„Was ich Ihnen hier sage, soll unter uns bleiben.“* Ich enthalte mich deshalb zu erwidern, was zu sagen wäre, wenn Rolland die öffentliche Diskussion über den Fall gewünscht hätte.

Jedenfalls unterhält Rolland die besten Beziehungen zu den Leitern der „Clarté“, wie ich von ihnen und von ihm selbst weiß, und mir schrieb er: „Wir wünschen den Erfolg von „Clarté“, und unsere Enthaltung ist keine Opposition.“

Romain Rolland hat dem „Forum“ eine Berichtigung in diesem Sinne geschickt.

Soeben erschien:

DIE MALEREI IM XIX. JAHRHUNDERT

Entwicklungsgeschichtliche Darstellung
auf psychologischer Grundlage von

MAX DERI

In zwei schönen Halbleinenbänden 80 Mark

Zwei verschiedene Gesichtspunkte können die Erörterung von Kunstwerken bestimmen. Das Kunstwerk kann entweder zum rein historischen Objekt der eigentlichen Kunstgeschichte werden, oder es unterliegt als Träger innerseelischer Gefühle der psychologischen Betrachtungsweise. Das Werk Deris versucht, für ein umgrenztes Teilgebiet der europäischen Bildkunst diese zweite Einstellungsart durchzuführen.

Der erste Band des Buches erläutert die hier zum ersten Male zusammengefaßte Theorie an Werken von Manet, Courbet bis van Gogh, Picasso, Kandinsky und Liebermann. Der zweite Band enthält 200 Bildbeispiele.

Max Deri ist einer der bedeutendsten Interpreten bildkünstlerischer Eindrücke, seine vorbildlichen Vorträge im Dienste der aufblühenden Volkshochschulbewegung haben seiner Idee den Weg gebahnt. Durch dieses Werk wird Deris Bedeutung als glänzender Vermittler seines neuen Systems bei der Betrachtung von Kunstwerken weit über den Kreis seiner Hörer hinausdringen.

PAUL CASSIRER / VERLAG / BERLIN

INHALTSVERZEICHNIS DES JAHRBUCHS

UNSER WEG 1920

PREIS 3 MARK
GEBUNDEN 5.50 MARK

ERNST BARLACH, Zwei Szenen aus „Die echten Sedemunds" BERNHARD BERNSON, Renate / EDUARD BERNSTEIN, Begegnungen mit Jean Jaurès / MAX DERI, Selbstanzeige / KASIMIR EDSCHMID, Daisy / KURT EISNER, Die Götterprüfung JULIUS ELIAS, Max Liebermann und die anderen / GG. ENGELBERT GRAF, Das politische Kartenbild / WALTER HASENCLEVER, Aus dem Schauspiel „Die Menschen" / ADOLF VON HATZFELD, Grüner Sommer / OTTO JENSSEN, Bücher haben ihre Schicksale / KARL KAUTSKY, Die Schuldigen / ADOLF KESTENBERG, Ada und Sched / OSKAR KOKOSCHKA, Vom Bewußtsein der Gesichte / ELSE LASKER-SCHÜLER, Vom Himmel. Drei Gedichte / FRANZ MARC, Aphorismen / LUDWIG MEIDNER, Rede (im Zwielicht) an den Tod / ROBERT OWEN, Zur Ehereform / GOTTFRIED SALOMON, Leben Saint-Simons / RENÉ SCHICKELE, Schicksal / RICHARD SEIDEL, Die Volkswehr / EMIL SCHAEFFER, Zu einer Neuausgabe der „Salons" von Diderot / BRUNO SCHÖNLANK, Drei Gedichte / ERNST TOLLER, Zwei Gedichte / REINHOLD VON WALTER, Aus „Der Kopf" / ADOLF WEISSMANN, Die Patti

DIE BILDBEIGABEN:

ERNST BARLACH, Der Kopf / AUGUST GAUL, Der Retter ROBERT GENIN, Selbstbildnis / OTTO GLEICHMANN, Die Makkabäer / GEORGE GROSZ, Illustration zu „Kindergedichte" RUDOLF GROSSMANN, Foire aux puces / OSKAR KOKOSCHKA, Max Reinhardt / ELSE LASKER-SCHÜLER, Jussufs Versunkenheit (Titelblatt der Gedichte) / WILHELM LEHMBRUCK, Studie MAX LIEBERMANN, Mutter und Kind. Bildnis: Karl Kautsky / HANS MEID, Zigeuner vor der Stadt / LUDWIG MEIDNER, Frau Jäckel / MUNCH, Die Geschichte / JULIUS PASCIN, Titelzeichnung zu Heine: Schnabelewopski / MAX SLEVOGT, Bewahret euch vor Weibertücken. Vier Vignetten

ERNST BARLACH
Originalholzschnitt

VERLAG PAUL CASSIRER / BERLIN